

# Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der  
Justus-Liebig-Universität Gießen und  
der Gießener Hochschulgesellschaft



L. Beinke	Elterneinfluß auf die Berufswahl
J. Benedum	Aus der Geschichte der Laryngologie
A. Bodenstedt	Eindrücke einer Reise nach Serbien im Spätsommer 1999
H. Grabes	Anekdotische Literaturgeschichtsschreibung: Gießen und die anglo-amerikanische Dichtung der Moderne
J. Kießling	Audiologie – gestern, heute, morgen
W. Martini	Athen im Jahr 510 vor Christus. Gedanken zu einer Neuerwerbung der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität
E. Pausenberger	Globalisierung der Wirtschaft: Erscheinungsformen, Ursachen und Folgen
H. Stenzel	Zwischen Mythos und Dichtung – Leben und Werke Federico Garcia Lorcas



# Gießener Universitätsblätter

---

Herausgeber: Präsidenten der  
Justus-Liebig-Universität Gießen und  
der Gießener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag  
Brühlsche Universitätsdruckerei  
Gießen

Jahrgang 32  
Dezember 1999

---

<i>Herausgeber</i>	Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Gießener Hochschulgesellschaft
<i>Schriftleitung</i>	Prof. Dr. Jost Benedum Jheringstraße 6, 35392 Gießen Telefon (06 41) 99-4 77 00
<i>Redaktion</i>	PD Dr. Irmtraut Sahmland Stephanstraße 41, 35390 Gießen Telefon (06 41) 99-4 77 04 (99-1 20 95)
<i>Druck und Verlag</i>	Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

# Inhalt

<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i> . . . . .	5
<i>Beiträge</i>	
Wolfram Martini	
Athen im Jahr 510 vor Christus. Gedanken zu einer Neuerwerbung der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität . . . . .	11
Herbert Grabes	
Anekdotische Literaturgeschichtsbeschreibung: Gießen und die anglo-amerikanische Dichtung der Moderne . . . . .	23
Hartmut Stenzel	
Zwischen Mythos und Dichtung – Leben und Werke Federico García Lorcas . . . . .	29
Ehrenfried Pausenberger	
Globalisierung der Wirtschaft: Erscheinungsformen, Ursachen und Folgen . . . . .	37
Jürgen Kießling	
Audiologie – gestern, heute, morgen . . . . .	47
Jost Benedum	
Aus der Geschichte der Laryngologie . . . . .	57
Lothar Beinke	
Elterneinfluß auf die Berufswahl . . . . .	65
Andreas Bodenstedt	
Eindrücke einer Reise nach Serbien im Spätsommer 1999 . . . . .	71
<i>Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen</i> . . . . .	79
<i>Biographische Notizen</i> . . . . .	83

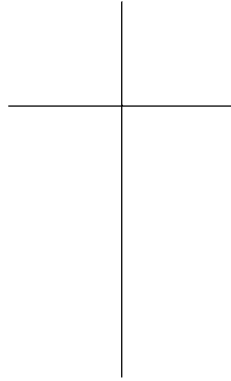
---

**Wir danken allen Firmen,  
die unsere Förderbemühungen  
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,  
die Anzeigen zu beachten.**

---

*Inserate:* Dresdner Bank, Brot für die Welt, Gießener Anzeiger, Hessisches Staatsbad Bad Salzhausen,  
Mettler-Toledo, Ringel, Schunk



## **EHRENTAFEL**

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um  
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Hans M. Baumgartner, Bonn  
Prof. Dr. E. von Boguslawski, Ebsdorfergrund  
Dr. Albrecht Laun, Schotten  
Dr. Peter Petersen, Gießen  
Hermann Schütz, Langgöns  
Wilhelm Stabernack, Lauterbach  
Prof. Dr. Friedrich Thomee, Wolfsburg

# **Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität, Professor Dr. Stefan Hormuth, über die Situation der Universität**

Die Justus-Liebig-Universität hat im vergangenen Jahr eine – wie ich meine – insgesamt positive Entwicklung genommen. Hierbei ist zuerst auf die Entwicklung der Struktur der Fachbereiche einzugehen. Als Ergebnis einer etwa eineinhalbjährigen Diskussion in den Gremien und in den Fachbereichen der JLU haben im Frühjahr der Senat und die zuständigen Ausschüsse einer Neustrukturierung zugestimmt, die die Anzahl der Fachbereiche von zwanzig auf elf reduzieren wird. Es sind nicht nur die gesetzlichen Vorgaben, wonach ein Fachbereich mindestens zwanzig Professuren umfassen soll, sondern vor allem das Bestreben nach größeren Entscheidungsmöglichkeiten für Fachbereiche und mehr interdisziplinären Ansätzen innerhalb eines Fachbereiches, die diese Reform sinnvoll und notwendig erscheinen lassen. Der Prozess der Entscheidung, der auch harte, aber sachliche Auseinandersetzungen mit sich brachte, ist ein Beispiel dafür, dass es innerhalb der JLU möglich ist, auch schwierige, kontroverse Reformen durchzuführen. Als erster und bislang einziger hessischer Hochschule ist es damit der JLU gelungen, diesen im übrigen auch von allen hessischen Hochschulen als notwendig betrachteten Prozess aus eigener Kraft durchzuführen. Die umgehende Anerkennung durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat dies bestätigt.

Im Bereich der Lehre ist ein besonderes Ereignis die Erarbeitung des Lehr- und Studienberichtes unter der Federführung des bisherigen I. Vizepräsidenten, Prof. Hoffmann, und mit der sachkundigen Unterstützung von Frau Prof. Krebs. Der Verpflichtung zur Erstellung eines Lehr- und Studienberichtes

ist die JLU auf besondere Weise nachgekommen. Statt der Zusammenfassung in Stil und Inhalt heterogener Berichte der einzelnen Fachbereiche wurde an der JLU entschieden, eine empirische Erhebung unter Lehrenden und Lernenden durchzuführen sowie umfangreiche Daten zur Situation von Lehre und Studium an den Fachbereichen und Prüfungsämtern zu erheben. Dieser aufwendige Bericht zeigt nicht nur Probleme überfüllter Lehrveranstaltungen und schwer koordinierbarer Veranstaltungen, er weist auch z. B. hin auf die überwiegend erfolgreiche Abwicklung eines komplexen Prüfungswesens. Ein Erfolg ist auch die Einrichtung weiterer Graduiertenkollegs mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die nur in hartem Wettbewerb um diese Mittel bewilligt werden.

Die Forschung hat an der Justus-Liebig-Universität in den letzten Jahren kontinuierliche Fortschritte sowohl durch einzelne, in der Öffentlichkeit wahrgenommene Erfolge erzielt, als auch durch die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln, insbesondere in Sonderforschungsbereichen und Forschergruppen, die durch die DFG gefördert werden. In diesem Jahr steht die Wiederbegutachtung von drei Sonderforschungsbereichen an, auf die sich die beteiligten Wissenschaftler sehr sorgfältig vorbereiten. Die baldige Fertigstellung des Gebäudes für das Interdisziplinäre Forschungszentrum für die biologischen Grundlagen der Umweltsicherung wird die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaftler und damit die Chancen bei der Einwerbung von Drittmitteln erheblich verbessern. Zunehmend werden, trotz eines schwierigen und bürokratischen Antragsver-

fahrens, Forschungsprojekte aus Mitteln der Europäischen Union bewilligt. Im Vergleich mit anderen Universitäten, wie ihn z. B. die Bewilligungsstatistiken der DFG erlauben, steht die Justus-Liebig-Universität meist im mittleren Drittel und zeigt dabei eine kontinuierliche Tendenz der weiteren Verbesserung. Sowohl die nationale als auch die internationale Anerkennung ist deutlich spürbar. Ich möchte aber in diesem Zusammenhang auch dankbar vermerken, dass es oft gerade kleine, aber wichtige Projekte sind, die der Gießener Hochschulgesellschaft entscheidende Unterstützung verdanken, etwa durch Hilfe bei Beschaffungen oder durch die Unterstützung des wissenschaftlichen Austausches, wo die GHG die Durchführung mancher wissenschaftlicher Symposien ermöglicht.

Zum Wesen einer Universität muss auch der internationale Austausch gehören. Ein besonderer Höhepunkt des vergangenen Jahres waren die Feiern der 20jährigen Partnerschaft mit Lodz. In diesem Jahr

können wir die zehnjährige Partnerschaft mit der Staatsuniversität Kazan begehen. In beiden Fällen hat die GHG die Partnerschaften und auch die Feierlichkeiten sehr nachhaltig unterstützt. Beides sind Partnerschaften, die unter schwierigen Umständen gezeigt haben, dass viele Fächer der Universität sich kontinuierlich an diesem Austausch beteiligen.

Unsere weitere gemeinsame Arbeit wird gekennzeichnet sein durch die Aufnahme und Unterstützung der Initiativen von Mitgliedern der Justus-Liebig-Universität, durch weitere Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre und des Umfeldes der wissenschaftlichen Arbeit. Hierbei muss die Universität in der Lage sein, aus eigener Kraft Entwicklungen voranzutreiben und auch Schwerpunkte zu schaffen. Die Unterstützung der Hochschulgesellschaft fördert und bestätigt diesen Kurs.

Prof. Dr. Stefan Hormuth  
Präsident der Justus-Liebig-Universität



# **Bericht des Präsidenten und des Vorstandes der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 18. 6. 1998 bis zum 21. 6. 1999 mit Rückblick auf das Geschäftsjahr 1998**

## **Erstattet von den Mitgliedern des Vorstandes**

Sehr geehrter Herr Präsident Hormuth,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zu unserer diesjährigen Mitgliederversammlung unserer Fördergesellschaft heiße ich Sie herzlich willkommen. Ich tue dies zugleich im Namen des Präsidenten unserer Gießener Hochschulgesellschaft, Herrn Dipl.-Kfm. Wilhelm Stabernack, der leider aus gesundheitlichen Gründen nicht an unseren heutigen Veranstaltungen teilnehmen kann.

Hierbei begrüße ich besonders auch die Vertreter der Presse.

Die Arbeit des Vorstandes der Gießener Hochschulgesellschaft fand auch im abgelaufenen Jahr überwiegend in ordentlichen Vorstandssitzungen statt, zudem wurden in mehreren Einzelbesprechungen zwischen Vorstandsmitgliedern und auch in Abstimmung mit dem Präsidenten unserer Universität anstehende Fragen behandelt.

Mein Dank gilt dem Herrn Präsidenten unserer Universität und meinen Vorstandskollegen für die gute Zusammenarbeit.

Gestatten Sie mir einige Anmerkungen zu den Themen:

- Projektförderung,
- Finanzierung,
- Mitgliederentwicklung
- Personalentwicklung in den Beratungs- und Entscheidungsgremien unserer Gesellschaft (Verwaltungsrat und Vorstand) und
- Dank an Förderer und Förderungsempfänger.

Größere Projekte sind wie bisher in Vorstands- und auch Vorstands- und Verwaltungsratsitzungen diskutiert und verabschiedet worden.

Unser bisheriges Großprojekt beinhaltet die Unterstützung des Auf- und Ausbaus eines interdisziplinären Sprachzentrums für die Studenten und Dozenten aller Fachbereiche, um Fremdsprachenkenntnisse erwerben und vertiefen zu können. Wir hatten im vergangenen Jahr beschlossen, dieses Großprojekt mit DM 100 000,- zu unterstützen. Dies ist erfolgt. Wir werden dieses Großprojekt weiterhin finanziell fördern. Eine Rückstellung in Höhe von DM 15 000,- und weitere zweckgebundene Sonderspenden sollen uns diese Förderung ermöglichen. Wir bitten daher weiterhin um Spenden für dieses fächerübergreifende Vorhaben, da jeder Sprachlaborplatz über DM 5000,- kostet. Als weitere Großprojekte wurden beschlossen:

- Ausbau des baufälligen Kellergewölbes des Liebig-Museums mit DM 10 000,-,
- technische Ausstattung der Tagungsräume in Rauischholzhausen mit DM 15 000,-,
- Förderung eines Symposiums anlässlich der zehnjährigen Partnerschaft unserer Universität mit der Universität Kasan mit DM 8000,-,
- Förderung der Verbindung zwischen Gesellschaft und Universität – hier Fotodokumentation/Ausstellung über das Ghetto in Lodz, der Stadt unserer polnischen Partneruniversität – mit DM 15 000,-,

- 1999er Konzerte im Botanischen Garten mit DM 5000,- sowie
- Anschaffung einer Baßklarinetten für das Universitätsorchester mit DM 30 000,-

Künftig werden wir bei immer knapper werdenden Mitteln neben Sachprojekten (z.B. PC-Anschaffungen an einzelnen Instituten) wohl auch vereinzelt Personalprojekte für den Aufenthalt von Wissenschaftlern hier an der JLU Gießen mit unterstützen müssen. Immer knapper werdende Mittel des DAAD sind ein Hauptgrund hierfür.

Unterstützungen für kleinere Projekte wurden wiederum auf den folgenden Gebieten gewährt:

1. Für Kongresse, Symposien, Festvorträge bzw. Gastvorträge und Jubiläumsveranstaltungen an der Justus-Liebig-Universität Gießen,
2. Druckkostenzuschüsse,
3. Unterstützung des Instituts für Musikwissenschaft bzw. des Universitätsorchesters.

Ich darf hier nochmals betonen, daß wir nach einem Vorstands- und Verwaltungsratsbeschluß nach unseren Möglichkeiten besonders alle wissenschaftlichen Vortragsveranstaltungen der Universität hier am Ort Gießen unterstützen, um dadurch das Ansehen unserer Universität und die Außenwirkung zu mehren. Wir konnten dabei besonders oft kleineren Fachbereichen helfen.

Die finanzielle Situation unserer Gesellschaft muß auch im Jahre 1998 als zufriedenstellend beurteilt werden.

Die Einnahmen stammen mit rund DM 54 310,- (Vorjahr: DM 58 005,-) aus Mitgliedsbeiträgen, mit rund DM 159 076,- (Vorjahr: DM 118 848,-) aus Zinserträgen und Kursgewinnen und DM 1760,- (Vorjahr: 12 845,-) aus freien Spenden. Den größten Spendenanteil bilden zweckgebundene Spenden mit rund DM 990 000,- (Vorjahr: DM 1 160 000,-). Die Zuwendungen insgesamt beliefen sich auf rund DM 1 288 880,- (Vorjahr: DM 1 220 808,-). Wir

hoffen, daß bei auch nur sektoraler Belebung die freien und zweckgebundenen Spenden wieder zunehmen werden.

Die Mitgliederzahl der Gießener Hochschulgesellschaft betrug Ende 1998 641 (Vorjahr: 659) Personen. Durch eine gezielte Werbung wollen wir unsere Mitgliederzahl wieder erhöhen. So ist in der vergangenen Woche eine intensive Werbeaktion in der Universität gestartet worden. Es sind alle Professorinnen und Professoren vom Präsidenten der Universität und dem Vorsitzenden des Vorstandes unserer Gesellschaft in einem besonderen Schreiben gebeten worden, persönlich und mit ihren Mitarbeitern als Mitglieder die Gießener Hochschulgesellschaft zu unterstützen. Wir hoffen hier auf einen schubartigen Mitgliederzuwachs gerade aus den Reihen der jüngeren Generation. Unsere Mitglieder innerhalb und außerhalb der Universität sind unsere Zukunftsträger.

Wir wollen ferner versuchen, den Kreis der Förderer durch Öffentlichkeitsarbeit und durch persönliche Ansprache ehemaliger Studenten der JLU, insbesondere auch der ehemaligen Doktoranden sowie sonstiger Interessierter, weiter auszubauen.

Es muß jedoch auch von unserer Seite festgestellt werden, daß an vielen Fachbereichen eigene Fördervereine oder gemeinnützige Institutionen existieren oder diese Fachbereiche von speziell der Universität zugewandten Gönnern unterstützt werden. Diese Beträge erscheinen nicht im Etat der Gießener Hochschulgesellschaft, helfen natürlich auch Forschung und Lehre.

Verwaltungsrat und Vorstand unserer Gesellschaft halten nach wie vor die Kontaktpflege zu unseren Förderern für außerordentlich wichtig. Sommerfest, spezielle Vortragsveranstaltungen sowie Konzertveranstaltungen sehen wir als hierfür besonders geeignete Möglichkeiten an.

Abschließend kann festgestellt werden, daß die Gießener Hochschulgesellschaft auch im Jahre 1998 wiederum ihren Pflichten gemäß

Satzung nachkommen konnte. Die wissenschaftliche Forschung an der JLU konnte im möglichen Rahmen dort unterstützt werden, wo Mittel von anderer Seite nicht oder nicht in ausreichendem Maß zur Verfügung gestellt werden konnten. Dabei wurde auch im Geschäftsjahr 1998 eine breite Streuung der Fördermittel über verschiedene Fachbereiche verwirklicht.

Der Vorstand kann auch für das abgelaufene Geschäftsjahr feststellen, daß die von der Gesellschaft zur Verfügung gestellten Mittel zur Pflege der Wissenschaft und zur Hebung der Attraktivität der Universität Gießen beigetragen haben.

Besonders wichtig für die Entwicklung unserer Gesellschaft ist ein hohes Engagement von Persönlichkeiten in unseren Beratungs- und Entscheidungsgremien – in unserem Verwaltungsrat und unserem Vorstand.

So freue ich mich besonders, daß Herr Dr. Wolfgang Maaß, Geschäftsführer der Brühlschen Universitätsdruckerei und des Verlags des Gießener Anzeigers, sich als Kandidat zur Wahl des Präsidenten unserer Gesell-

schaft bereit erklärt hat. Er ist der Wunschkandidat des Vorstandes und des Verwaltungsrates. In seiner Eigenschaft als Vizepräsident der IHK Gießen-Friedberg ist er der ideale Verbindungsmann zwischen Universität und Wirtschaft.

Eine Bereicherung für unseren Verwaltungsrat wird zudem durch die Zuwahl von Herrn Jochen Wienbeck, Geschäftsführer der Mettler-Toledo GmbH, erreicht.

Im Vorstand hat satzungsgemäß der neue Vizepräsident unserer Universität den alten Vizepräsidenten abgelöst. So bedanke ich mich sehr für die in den vergangenen zwei Jahren geleistete Arbeit bei Herrn Prof. Dr. Bernd Hoffmann und heiße auch hier den jetzigen Vizepräsidenten Prof. Dr. Hannes Neumann willkommen.

Professor Dr. Dr. h.c. D. Hahn

M. Kenntemich

Professor Dr. J. Benedum

Professor Dr. H. Neumann

Dr. M. Breitbach

W. Behrens

250 Jahre  
**Wiesener Anzeiger**

Seit 1750  
Tageszeitung für  
Mittelhessen

1750 - 2000

**Wolfram Martini**

## **Athen im Jahr 510 vor Christus**

### **Gedanken zu einer Neuerwerbung der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität\***

Das Ehepaar Irmgard und Dr. Otto Gärtner haben anlässlich ihrer beider 75. Geburtstag in vorbildhafter mäzenatischer Gesinnung ihrer Stadt und damit auch den Bürgern ihrer Vaterstadt und zugleich der Antikensammlung unserer Universität ein nobles Geburtstagsgeschenk gemacht. Sie haben es der Antikensammlung anvertraut als der Einrichtung, die dauerhaft die Erinnerung an die Antike pflegt und dank solcher Geschenke lebendig bleibt. Sie knüpfen damit nicht nur an eine antike Tradition an, die schon lange vor dem sprichwörtlichen Maecenas, einem begüterten Etrusker und Freund Ciceros, lebendig war, sondern auch an eine eigene. Denn erneut<sup>1</sup> schenken sie beide aus dem äußeren Anlaß eines gemeinsamen runden Geburtstags ihren Mitbürgern in Gießen ein antikes bemaltes Gefäß, das aus dem Herzen der griechischen Kultur, aus Athen, stammt (Abb. 1. 5. 6. 7).

Heute ist kulturelles Mäzenatentum selten geworden, in der Antike gehörte es zum Selbstverständnis des Bürgers, daß er seine Mitbürger in der ihm möglichen Form an seinem Vermögen teilhaben ließ, sei es, daß er ein schönes und nützliches Bauwerk errichten ließ, ein Götterbild stiftete, das tägliche Öl oder einen Lehrer für die sporttreibenden Jugendlichen im Gymnasium finanzierte oder die Kosten für eine Theateraufführung im Dionysosheiligtum mit allen Nebenkosten übernahm; es waren soziale, religiöse, kulturelle Stiftungen, wie

\* Ansprache zur Feier des Geschenks einer attisch schwarzfigurigen Olpe durch Frau Irmgard und Herrn Dr. Otto Gärtner an die Antikensammlung am 26. 4. 1998.

wir sie heute klassifizieren würden. Doch für die griechische Antike und speziell auch Athen scheint dies als eine Einheit betrachtet worden zu sein; es scheint z.B. keine Aufspaltung in Kulturelles und Soziales gegeben zu haben. Ich möchte daraus und aus anderen Indizien schließen, daß man neben einem materiellen Minimum eben auch ein kulturelles Minimum für die Lebensfähigkeit des athenischen Bürgers für erforderlich hielt. Unzweifelhaft aber ist, daß ein in unserem Sinne kulturelles Geschenk als eine sehr hohe und wichtige soziale Leistung für die Gemeinschaft empfunden und bewertet wurde; auch das ist heute anders.

Doch ich möchte nicht über heute, sondern über eine für uns auch heute noch überzeitlich bedeutsame Vergangenheit sprechen, über den Zeitraum, in dem dieses Gefäß in dem antiken geistigen Zentrum und der Wiege unserer abendländischen Kultur, in Athen, von einem Töpfer geformt und von einem Maler bemalt worden ist, die in dieser Stadt lebten und an ihrem physischen, geistigen, politischen und sozialen Geschehen teilhatten. Diese Teilhabe am athenischen Leben hat in der geradezu zeitlos ausgewogenen eleganten Form und dem schwungvoll gemalten Bild des Gefäßes seinen zwar ausschnitthaften, aber dauerhaften Ausdruck gefunden. Es ist der Zeitraum um das Jahr 510 v. Chr., wie wir im Vergleich zu anderen, schon länger von der Vasenforschung erforschten Gefäßen von athenischen Vasenmalern hinsichtlich der Form des getöpfer-ten Gefäßes und seiner spezifischen Bemalung feststellen können.<sup>2</sup>



Abb. 1: Attisch schwarzfigurige Olpe in Gießen, Profilsicht

### Zur Provenienz und Verwendung des Gefäßes

Es erscheint fast wie ein Wunder, daß dieses zerbrechliche Gefäß aus gebranntem Ton zweieinhalb Jahrtausende völlig unbeschädigt überdauert hat und wir es heute als Zeugnis einer vergangenen Kultur hier in Gießen bewundern können. Die ausgezeichnete Erhaltung beruht auf seiner geschützten Verwahrung von der Antike bis in die Gegenwart und legt einige Überlegungen dazu nahe. Über den Fundort der Vase wissen wir nichts, denn der Kunsthändler hat das Gefäß aus einer alten privaten Sammlung erworben, für welche die Erbgemeinschaft kein Interesse hatte. Angesichts sogar der intakten Oberfläche läßt sich der wahrscheinliche

Verwahrungsort jedoch vermuten. Da die Häuser des antiken Athen ebenso zerstört worden sind wie die Heiligtümer, wohin man solche Gefäße auch weihte, bleiben noch die Nekropolen Athens, in deren Gräbern Tausende von Vasen den Toten als repräsentativer Teil ihres Haushalts und als Trinkservice für ein ewiges Symposium im Jenseits mitgegeben worden sind. Da die Gräber in Athen in der Zeit unseres Gefäßes vielfach einfache Erdgräber waren<sup>3</sup> und viele der Grabbezirke Athens durch die neuzeitliche Bebauung zerstört wurden, konnten die meisten Gefäße lediglich in Fragmenten geborgen werden; daher wird die Gießener Neuerwerbung kaum aus Athen und seiner Umgebung stammen.

Ein großer Teil solcher Gefäße verblieb ohnehin nicht in Athen, sondern wurde exportiert, im späten 6. Jh. v. Chr. nach Unteritalien und Sizilien, hauptsächlich aber nach Etrurien,<sup>4</sup> wo man die griechische Kultur nachahmte und auch den Verstorbenen große Sets von bemalten Gefäßen ins Grab mitgab. Die Wohnhäuser und Heiligtümer sind wie in Athen oder anderswo zerstört worden, aber ein Teil der Gräber hat sich sehr gut erhalten. Im südlichen Etrurien wurden die Gräber in das weiche vulkanische Tuffgestein<sup>5</sup> eingetieft; im 6. Jh. v. Chr. und auch noch um 510 v. Chr. bevorzugte man große Grabbauten oft mit mehreren Kammern (Abb. 2), die sich in dem Tuff, der im Lauf der Jahrhunderte aushärtete, eindrucksvoll erhalten haben.

In ihnen waren die Tongefäße ausgezeichnet geschützt, zumal sie von den antiken Grabräubern als wertlose Keramik wenig geschätzt oder nicht entdeckt wurden und aufgrund des neuzeitlichen Interesses an der Antike und der Wiederentdeckung der etruskischen Nekropolen seit dem 17. Jh.<sup>6</sup> meist vorsichtig geborgen worden sind. Da Tausende von griechischen Vasen in den etruskischen Kammergräbern gefunden worden sind, für die früher kein be-



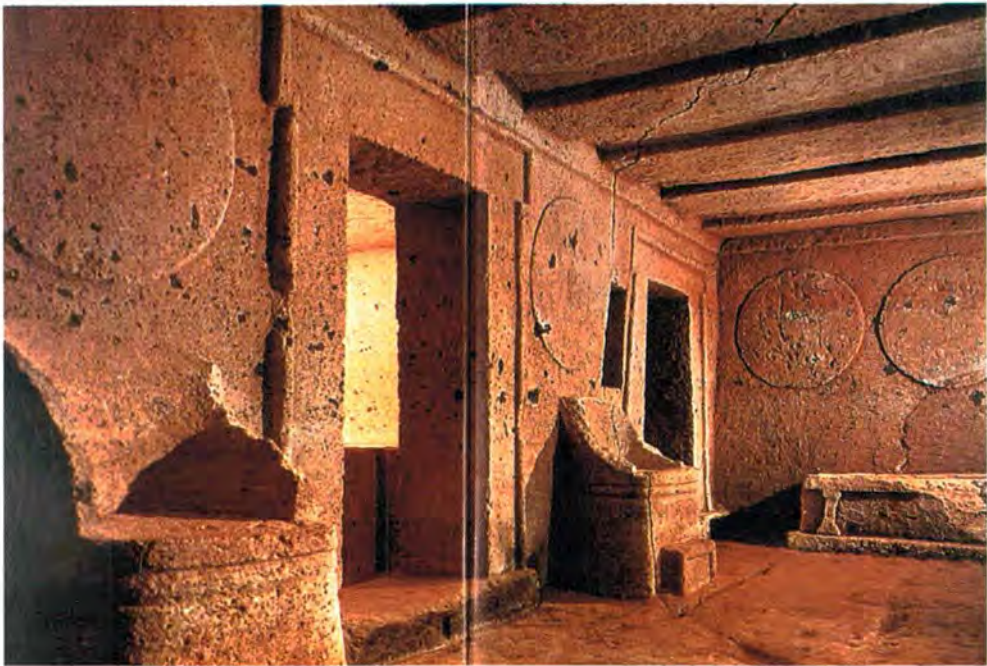


Abb. 2: Etruskisches Kammergrab in Caere

sonderes Interesse in den italienischen Museen bestand, sind viele legal verkauft worden und nach Mitteleuropa gelangt.<sup>7</sup> Ähnlich können wir uns den Weg dieser Vase vorstellen: Hergestellt in Athen, wurde sie nach Südetrurien, vielleicht Tarquinia, Cerveteri oder Vulci exportiert, um nach vermutlich nur kurzer Verweildauer in einem gewiß luxuriösen Haushalt den Verstorbenen als ein Teil eines ganzen Trinkservices in das Jenseits zu begleiten. Dort sollte er wie im Leben ein ewiges fröhliches Symposion feiern, das wesentlicher Bestandteil des Adels und der gehobenen Bürgerwelt war und das wir aus zahlreichen Bildern auf Vasen, Reliefs, aber auch aus den ausgemalten Gräbern Unteritaliens und Etruriens kennen (Abb. 3). Jahrtausende blieb das Symposion im Grab, zu dem dieses Gefäß mutmaßlich gehörte, ungestört, bis das Grab entdeckt, geöffnet und die Gefäße einer neuen Verwendung zugeführt wurden:

Der Erinnerung an eine erste europäische Hochkultur.

### Zur Herstellung

Lediglich zwei kleine Dellen und ein Kratzer in der Gefäßwandung erinnern uns an die Empfindlichkeit des Materials und geben etwas Einblick in den Herstellungsprozess. Vielleicht etwas ungeduldig und auch zu dicht packte und stapelte der athenische Töpfer die frisch getöpften und bemalten Gefäße auf den Rost des großen Brennofens, wie es uns antike Vasenbilder gelegentlich zeigen (Abb. 4).

Da der Ton noch etwas weich war, drückten sich Kanten oder Henkel anderer Gefäße leicht in die Wandung dieses Gefäßes ein. Anschließend wurde der Brennofen geschlossen, und die Gefäße erhielten in einem sehr komplizierten Prozess mit vermutlich drei verschiedenen Brennphasen ihre Festig-



Abb. 3: Tarquinia, Tomba di Leopardi. Detail des Symposionbilds



Abb. 4: Töpferofen auf einem korinthischen Tontäfelchen



keit und ihre charakteristische zurückhaltende Farbigkeit. Und weil die Gefäße zu dicht standen, mißlang ein wenig an der rechten Seite des Bildfelds, besonders an zwei Stellen, die Schwarzfärbung der bärtigen Gestalt (Abb. 5, rechter Satyr).

### Das Bild

An der dem Henkel gegenüberliegenden Seite ist aus dem braunschwarzen Überzug, der dem Gefäß durch seinen Glanz ein fast metallisches Aussehen gibt, ein großes Bildfeld ausgespart. Auf seinen hellen orangerothen Grund, wie er für die Keramik aus Athen so typisch ist, sind drei Gestalten gesetzt.



Abb. 5: Attisch schwarzfigurige Olpe in Gießen, Hauptansicht

Von ihnen ist die mittlere durch das buntfarbene Gewand und ihre größere Breite deutlich gegenüber den beiden schlichteren unbekleideten Gestalten als Hauptperson hervorgehoben. Die weit ausschreitende Mittelfigur ist in einer eigenartigen Mischung von Bewegung durch den entgegengesetzt gewendeten und geneigten Kopf einerseits und Ruhe durch die verschränkten Arme vor der Brust andererseits gekennzeichnet. Über einem langen, weißen unteren Gewand, einem wadenlangen Chiton, der auch im Halsausschnitt sichtbar ist, trägt der Bärtige einen ebenso langen, reich verzierten Mantel. Durch präzise Ritzlinien ist er in Bahnen gegliedert, die teils mit Blütenmotiven aus drei weißen Punkten, teils mit dunkelroten Streifen besetzt sind und uns auf die kostbare Schmuckhaftigkeit des Stoffes hinweisen (Abb. 6).

Eigenartig erscheint unterhalb des nur dunkel gemalten Kranzes die kräftige rote Farbe des Stirnhaars und des langen Vollbarts, wie



Abb. 6: Attisch schwarzfigurige Olpe in Gießen, Detail des Dionysos

sie sich übrigens auch bei seinen Begleitern findet und für normale Sterbliche jedenfalls in der Antike unüblich war. Rot sind auch die langen Pferdeschwänze der beiden Begleiter, die den animalisch-wilden Charakter dieser Gestalten wie auch die rote Haarfarbe unterstreichen. Wir kennen diese wilden nackten Gesellen mit Pferdeschwänzen, von denen der rechte auch spitze Ohren, geradezu Eselsohren trägt, als die typischen Begleiter des Gottes Dionysos, die Satyrn. Doch zurück zur Hauptfigur: Mit beiden Händen umfaßt der kostbar Gewandete ein großes Trinkhorn, das einen gewaltigen Zecher charakterisiert und wie die beiden Satyrn seine Benennung als Dionysos bestätigt. Aber es sind keine Weinreben, die hinter ihm aufsprießen, sondern Efeuranken, die sich durch das gesamte Bildfeld winden; sie sind ein noch typischeres Attribut des Dionysos und symbolisieren vermutlich durch ihr immerwährendes Grün die unaufhörliche Fruchtbarkeit der Natur, mit der Dionysos die Menschen jedes Frühjahr neu beschenkt.

### **Die zeitliche Einordnung**

Gefäßform und Bemalung ermöglichen es uns, etwa den Zeitpunkt der Verfertigung dieses kleinen Kunstwerks zu ermitteln; um 510 v. Chr. dürfte das Gefäß getöpfert und bemalt worden sein, wie schon erwähnt. Ein viel bedeutenderes Vasenatelier der gleichen Zeit in Athen ist nach Meinung der Forschung das des Antimenes<sup>8</sup> gewesen, der bevorzugt große Gefäße in derselben Technik bemalt hat. Dort wurde sorgfältiger gemalt, mehr Aufmerksamkeit dem Detail geschenkt, und das Schwarz der Figuren ist ein sattes Schwarz, perfekt gebrannt. Zugleich aber zeigt der Vergleich, um wieviel lebendiger der unbekannte Maler des Gießener Gefäßes die drei Gestalten sich bewegen läßt, auch wenn die Ritzlinie gelegentlich sehr neben dem Umriß des schwarzen Farbtons

plaziert ist oder der rechte Fuß des Satyrs links von Dionysos eher an einen Pferdehuf erinnert. Aber nicht das Detail, sondern das lebendige Ganze, ein spezifischer Wesenszug des Gottes, war ihm wichtiger. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Doch zuvor ein paar Bemerkungen zu der Zeit, als dieses Gefäß im Töpferviertel von Athen, im Kerameikos, getöpfert und bemalt und anschließend am nahegelegenen großen Markt, der Agora, etwa im Jahr 510 v. Chr. verkauft oder schon im Atelier von einem Grossisten für den Export nach Etrurien abgenommen wurde. Es war eine Zeit, als sich Athen in höchstem Glanz, aber auch höchster Spannung, in einer kritischen Phase des Umbruchs befand, künstlerisch, gesellschaftlich, politisch, in allen Lebensbereichen.

### **Neue künstlerische Tendenzen**

Beginnen wir bei den Vasen selbst: Noch bis 530 v. Chr., also 15–20 Jahre zuvor, war dies die übliche keramische Bemalungsweise in Athen und den anderen Produktionszentren Griechenlands gewesen. Dann entwickelte in Athen vielleicht das Atelier des Andokides eine neue Maltechnik, bei der die Gestalten nicht mehr als schwarze Silhouette auf den hellroten Tongrund gemalt wurden, sondern umgekehrt.<sup>9</sup> Das bot den Vorteil, mit differenzierteren Linien den menschlichen Körper naturgetreuer und in komplizierteren Bewegungen wiederzugeben, wie es in den Vasenateliers eines Euphronios oder Euthymides besonders gut gelungen ist. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden in der Vasenmalerei<sup>10</sup> wie bei den Skulpturen<sup>11</sup> Bewegungen von Kopf, Ober- und Unterkörper durch schlichtes „Umklappen“ um 90 Grad wiedergegeben. In den Jahren um 510 v. Chr. scheint man entdeckt zu haben, daß der Mensch ein geschlossener Organismus ist, daß die Wendung eines Körperteils auch die entsprechende Bewegung des angrenzenden Körperteils

erfordert. Jedenfalls wird diese Erkenntnis bei der Wiedergabe der menschlichen Gestalt in allen Kunstgattungen ab dieser Zeit – anfangs oft in sehr experimentierender Weise – bildlich umgesetzt. Die künstlerischen Voraussetzungen dafür bot erst die neue sogenannte rotfigurige Technik.

Hier wird ein bedeutsamer Schritt in der abendländischen Kunst sichtbar, es ist der Wandel von der Archaik zur Klassik: Hatte man bisher den menschlichen Körper – und auch alles andere – so dargestellt, wie man es dachte oder sprach, z.B. „ich wende meinen Kopf in eine andere Richtung“, so begann man es jetzt mehr darzustellen, wie man es sieht und im Fall des eigenen Körpers auch fühlen kann.

Der Maler unseres Gefäßes freilich gehörte nicht zu den Neuerern, den Pionieren, wie der bedeutendste Vasenforscher, Sir John David Beazley,<sup>12</sup> die ersten Maler der neuen Richtung benannt hat. Er repräsentiert eine eher konservative Richtung, die noch ein paar Jahrzehnte die alte Technik beherrschte und bevorzugte. Aber er nahm Anteil an der neuen Sicht des menschlichen Organismus, indem er den Körper des Satyrs links von Dionysos nicht streng frontal (Abb. 7), sondern in leichter Schrägansicht mit unterschiedlich großer Brustmuskulatur und leicht verdecktem linken Oberarm, also in leichter Drehung, wiedergab. Die Wiedergabe des Dionysos allerdings blieb ganz konventionell.

### Das künstlerische Umfeld

Konservativ oder traditionell blieb auch noch das Menschenbild in den wunderbaren Weihungen an die Göttin Athena auf der Akropolis in Athen. Nur wenige Bildhauer wagten das Neue vorsichtig oder an unauffälliger Stelle, ähnlich wie unser Maler. Um 510 hielt man noch an dem seit 100 Jahren beliebten Typus des Kuros (Abb. 8), des schönen Jünglings, und der Kore (Abb. 9),



Abb. 7: Attisch schwarzfigurige Olpe in Gießen, Satyr und Dionysos

des jungen schöngewandeten Mädchens, als Leitbildern des Menschenbildes fest.

Verständlich, meine ich, denn nie sind die jungen Männer Athens eleganter und gepflegter, bis hin zum sorgfältig rasierten Schamhaar, nie die jungen Athenerinnen gepflegter, kostbarer und erotischer dargestellt worden als in diesen Jahren. Erst die Perserkriege brachten den Durchbruch zur demokratisch geprägten klassischen Form von großer Schlichtheit.

### Der politische Umbruch

Radikaler äußert sich die produktive Unruhe dieser Jahre im politischen Bereich: Harmo-





dios und Aristogeiton ermordeten Hipparchos, einen der beiden Tyrannen Athens, – allerdings offenbar nicht aus politischen Gründen, sondern vermutlich anlässlich einer mißglückten Liebschaft<sup>13</sup> –, und wurden zu Vorboten des politischen Umsturzes, der drei Jahre später unter Kleisthenes erfolgte und dann zur öffentlichen Ehrung der beiden durch monumentale Statuen auf der Agora in Athen, der Gruppe der Tyrannenmörder (Abb. 10), führte.

Leider sind sie nur in einer späteren Fassung erhalten, denn als die Perser 480 v. Chr. Athen eroberten, nahmen sie auch diese für die Athener politisch so wichtige Gruppe als Kriegsbeute mit. Durch die Reformen des Kleisthenes nahm 507 v. Chr. die Demokratie – das erste Mal, soweit wir wissen – ihre Anfänge, wurde aber bald durch die konser-

◀ Abb. 8: Kuros aus Anavyssos

▼ Abb. 9: Kore von der Akropolis



vativen Kräfte wieder zurückgedrängt, bis sie nach 30 wechselvollen Jahren schließlich doch über die Aristokratie siegte.<sup>14</sup>

Unmittelbare Reflexe dieses politischen Wandels sind in den Bildern nur selten anzutreffen, aber die Ansätze zu dem neuen, klassischen Ordnungsprinzip deuten sich in der Schrägansicht des Oberkörpers des einen Satyrs an (Abb. 7): Das Prinzip der neuen Sicht des Menschen als geschlossener Organismus ist die Erkenntnis der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze und die Abhängigkeit des Ganzen von den sich gegenseitig bedingenden Einzelformen bzw. Einzelnen.

So wie die Einzelform in den bewegten Jünglingen der Ballspielerbasis in Athen (Abb. 11) von ihren Körperwendungen abhängig sind oder auch die Jünglinge als Einzelne sich dem Ballspiel als dem Übergreifenden in



Abb. 10: Tyrannenmördergruppe, römische Kopie in Neapel

ihren unterschiedlichen Bewegungsmotiven unterordnen, das sich seinerseits aus den Einzelformen zusammensetzt, so wirkt auch der Bürger in der klassischen Demokratie als eigenständiger, das politische Gefüge als Ganzes mitgestaltender und rückwirkend selbst mitgestalteter Bestandteil.

In diesem hypotaktischen Form- und Ordnungsprinzip äußert sich ein konstituierendes Merkmal des demokratischen Bürgers: Er versteht sich als ein das Ganze mitgestaltender Teil des Ganzen. Indem er sich in die politische Gemeinschaft seinesgleichen einordnet, gewinnt er die Freiheit und zugleich die Pflicht, an ihrer Gestaltung ständig mitzuwirken.

Das ist natürlich nur andeutungsweise bei dem einen Satyr wahrzunehmen, etwas deutlicher klingt in dem Vasenbild aber eine der Errungenschaften der Tyrannis des Peisistratos an, die gerade auch für das Ehepaar Gärtner zu den kostbarsten Hinterlassenschaften der Antike gehört.

### Dionysos als Gott der Fruchtbarkeit und des Theaters

530 v. Chr., also 20 Jahre zuvor, hatte Peisistratos, der Vater von Hipparch und dessen Bruder Hippias, als Tyrann von Athen den Kult des Gottes Dionysos Eleuthereus<sup>15</sup> eingeführt. Mit Dionysos war, wie schon gehört, nicht nur der Wein verknüpft, sondern auch die Fruchtbarkeit – sowohl der agrarischen Natur als auch der Lebewesen –, die jedes Jahr im Frühling wie ein Wunder neues Leben in der Natur hervorbringt. Die verständlich große Beliebtheit dieses neuen Kults vor allem bei dem Gros der Bevölkerung Athens, die auf die Fruchtbarkeit des attischen Landes angewiesen war, begünstigte die vielfältigen Darstellungen des Gottes und seines Gefolges, das aus den triebhaften männlichen Waldwesen mit Bockshorn und Pferdeschwanz, den Satyren, und den ekstatischen Mänaden bestehend, die Fruchtbarkeit auf der halb-menschlichen Ebene, teilweise



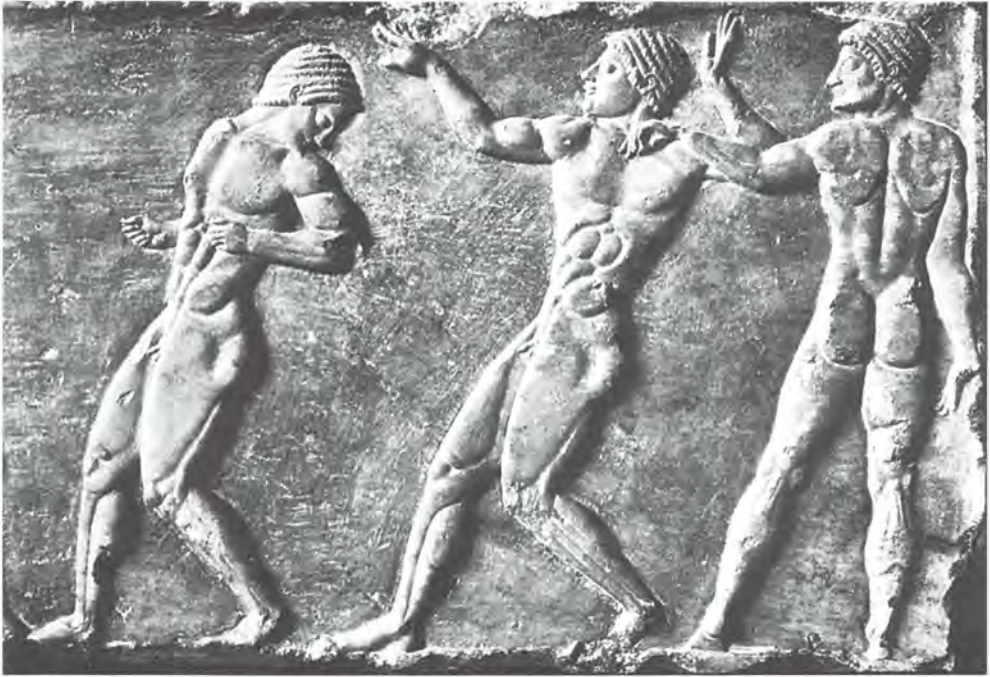


Abb. 11: Ballspielerbasis in Athen

drastisch, in zahlreichen Vasenbildern vor Augen führte. Aber das ist nicht das Kostbarste, was ich meine, denn das gab es natürlich auch schon vor Peisistratos.

Wenn wir das Bild auf unserer Vase genau betrachten (Abb. 5 und 7), sehen wir Dionysos und den einen Satyr in starker Bewegung, nicht wild ekstatisch, sondern eher gemessen, fast etwas feierlich, zumal Dionysos und der Satyr links von ihm eine ähnliche Haltung und die gleiche Bewegungsrichtung aufweisen und der andere Satyr mit erhobener Rechten aufrecht den nach rechts tanzenden Einhalt zu gebieten scheint. Dieser ausdrucksvolle, gemessene Tanz fügt sich am besten in ein kultisches Geschehen ein, bei dem man z.B. an die Großen Dionysien, das große alljährliche Fest für Dionysos im Frühjahr, März/April, denken kann, das Peisistratos in Verbindung mit der Einführung des Dionysoskultes in Athen eingerichtet hatte. Wesentlicher Bestandteil waren so-

wohl feierlich-ernste als auch ekstatisch-ausgelassene Tänze und Gesänge, aus denen sich in diesen Jahrzehnten die Tragödie und die Komödie entfalteten.<sup>16</sup>

In dem neu eingerichteten Heiligtum für den Gott Dionysos am Fuß des Südhanges der Akropolis entstand das erste Theater Europas (von griech. *theasthai* = staunend schauen). Dort saßen die Teilnehmer des Dionysosfestes am Hang der Akropolis, und gegenüber bildeten der Altar und der kleine Tempel für Dionysos den Bühnenhintergrund. Gespielt wurde im etwas unebenen felsigen Gelände dazwischen: rechts war der Auftritt aus der Stadt, weil dort der Weg nach Athen und Piräus führte, links der Auftritt vom Land, weil es der topographischen Situation entsprach, und so ist es im abendländischen Theater bis in die Gegenwart geblieben<sup>17</sup> (soweit Dramatiker und Regisseure das noch wissen).

Dies sind nur einige, aber vielleicht für uns heute die wichtigsten Assoziationen, die mit

diesem auf den ersten Blick bescheidenen, 20 cm hohen Gefäß verknüpft sind, das ganz profan dem Schöpfen von Wein diene. Wie wir aus den Schriftquellen und vor allem den Vasenbildern wissen, wurde der zu drei bis vier Teilen mit Wasser vermischte Wein aus dem großen Mischgefäß geschöpft und von einem hübschen Knaben oder einer offenerzigen Flötenspielerin in die Trinkschalen der Teilnehmer der in Athen so beliebten privaten oder öffentlichen Symposien eingeschenkt, die ein wesentliches Element der männlichen Sozialisation bildeten.<sup>18</sup> Neben der Demokratie und dem Theater haben wir auch das Symposion übernommen, freilich in einer sehr veränderten Weise, die uns verdeutlichen mag, wie weit wir uns doch trotz großer Begeisterung für die alten Griechen von ihnen entfernt haben. Die Begriffe sind dieselben geblieben, ihr Inhalt hat sich mit unseren völlig veränderten Lebensbedingungen gewandelt. Ob dieses „Fortschreiten“ seit und von der Antike als Fortschritt anzusehen ist, mag jeder selbst für sich entscheiden.

Dank sei den Stiftern für diese neue Bereicherung der Erinnerung an die Antike in der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> 1993, publiziert: W. Martini: *Aspasia as heroine and lover. Images of women in the High Classical period*, in: *Apollo*, July 1994, S. 14 Abb. 3; CVA Deutschland Bd. 70, Giessen Bd. 1, München 1998, Taf. 30.

<sup>2</sup> Vgl. zur Gefäßform, zum Stil der Bemalung und zum Motiv: J. Burow: *Der Antimenesmaler*, Mainz 1989, z.B. Taf. 3a, 5a, 6a, 7b.

<sup>3</sup> D. C. Kurtz – J. Boardman: *Thanatos. Tod und Jenseits bei den Griechen*, Mainz 1985, 81ff.

<sup>4</sup> J. Boardman: *Kolonien und Handel der Griechen*, München 1981, 235ff.

<sup>5</sup> M. Sprenger – G. Bartoloni: *Die Etrusker. Kunst und Geschichte*, München 1990, 52ff.

<sup>6</sup> *Zur Wiederentdeckung der Etrusker: Die Etrusker und Europa. Katalog Berlin 1992*, 273ff.

<sup>7</sup> Vgl. O. Jahn: *Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs in der Pinakothek zu München*, München 1854, S. V, IXff.

<sup>8</sup> J. Burow: *Der Antimenesmaler*, Mainz 1989, z. B. Taf. 3a, 5a, 6a, 7b.

<sup>9</sup> J. Boardman: *Schwarzfigurige Vasen aus Athen*, Mainz 1977, 112ff.

<sup>10</sup> Z.B. E. Simon: *Die griechischen Vasen*, München 1981, Taf. 86 und 87 oder 114/115.

<sup>11</sup> Z.B. W. Martini: *Die archaische Plastik der Griechen*, Darmstadt 1990, 271ff. Abb 79 und 80

<sup>12</sup> J. D. Beazley: *The Development of Attic Black Figure*, Berkeley 1986

<sup>13</sup> H. Bengtson: *Griechische Geschichte. Von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit*, München 1969, 138f.; Chr. Meier: *Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte*, Berlin 1993, 95f., 182ff.

<sup>14</sup> ebd.

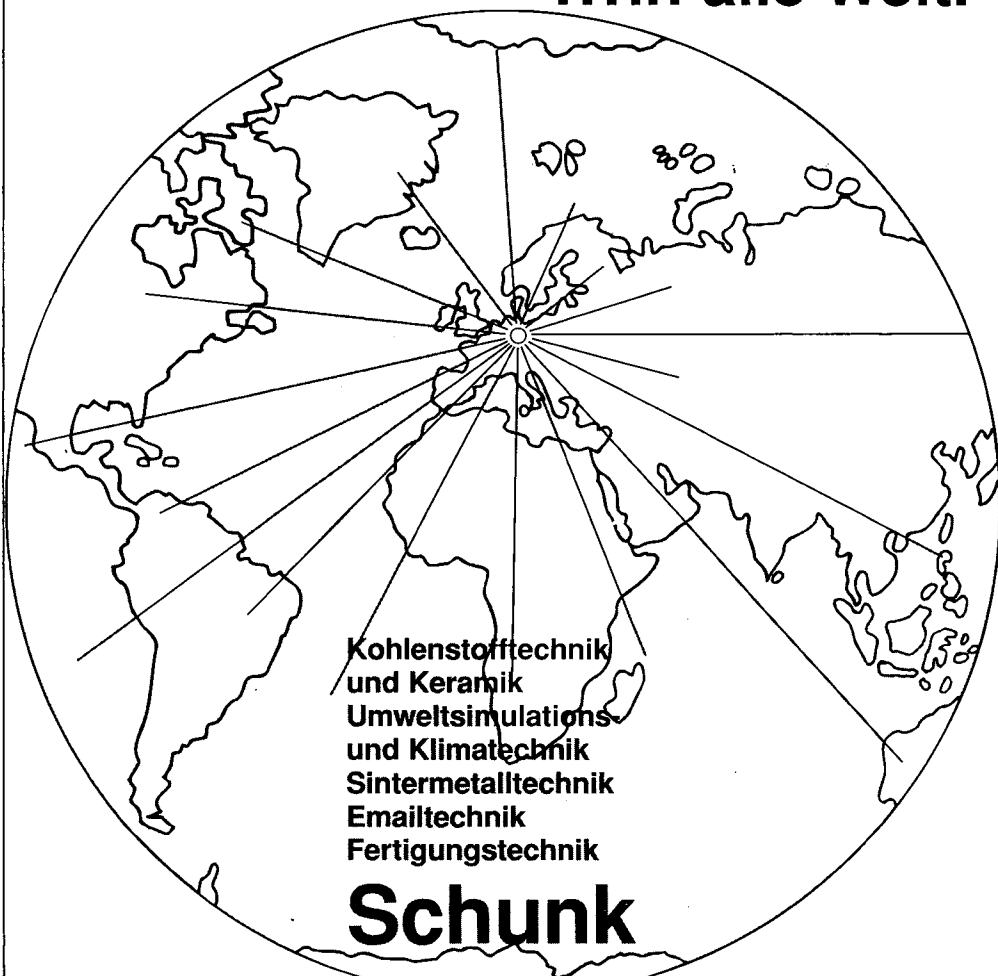
<sup>15</sup> H. W. Parke: *Athenische Feste*, Mainz 1987, 191ff.; H. A. Shapiro: *Art and cult under the tyrants in Athens*, Mainz 1989, 84ff.

<sup>16</sup> F. Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie*, Kröners Taschenbuchausgabe 70, Stuttgart <sup>8</sup>1976, 27ff.; A. Lesky: *Die griechische Tragödie*, Kröners Taschenbuchausgabe 143, Stuttgart <sup>5</sup>1984; M. Landfester: *Geschichte der griechischen Komödie*, in: G. A. Seeck (Hg.): *Das griechische Drama*, Darmstadt 1979, 354ff.

<sup>17</sup> S. Melchinger: *Das Theater der Tragödie. Aischylos, Sophokles, Euripides auf der Bühne ihrer Zeit*, München 1974

<sup>18</sup> *Zur Vielfältigkeit des Wesens des Symposions*: K. Vierneisel – B. Kaeser (Hg.): *Kunst der Schale. Kultur des Trinkens*, München 1990

# Innovative Technologien aus der Region ...in alle Welt.



Kohlenstofftechnik  
und Keramik  
Umweltsimulations-  
und Klimatechnik  
Sintermetalltechnik  
Emailtechnik  
Fertigungstechnik

## Schunk

Werke Heuchelheim  
Werke Wettberg  
Weiss, Lindenstruth

Telefon (0641) 608-0  
Telefax (0641) 608-1223





Herbert Grabes

## Anekdotische Literaturgeschichtsschreibung: Gießen und die anglo-amerikanische Dichtung der Moderne

Sucht man nach dem Platz der Anekdote in der Literaturgeschichtsschreibung, so findet man ihn erwartungsgemäß in den biographisch ausgerichteten Literaturgeschichten aus dem 19. Jahrhundert. Die Anekdote behielt auch bis heute ihre Bedeutung in den Biographien einzelner Autorinnen und Autoren, wurde jedoch aus der zunächst stärker werkorientierten und dann auf die Leserwirkung und Rezeption ausgerichteten Literaturgeschichtsschreibung unseres Jahrhunderts verbannt. Dies gilt jedenfalls für den anglo-amerikanischen Kulturkreis, wo die Anekdote erst in den achtziger Jahren mit dem New Historicism<sup>1</sup> wieder auftaucht – und zwar keineswegs zufällig, sondern im Zusammenhang mit einer veränderten Sicht der Geschichte: Weil man sich des Konstruktionscharakters der Zeichnung großer historischer Entwicklungslinien nur allzu sehr bewußt ist,<sup>2</sup> wendet man sich in Anlehnung an das Konzept der „dichten Beschreibung“ des Anthropologen Clifford Geertz<sup>3</sup> den Mikrogeschichten zu, rechnet man stärker mit Diskontinuitäten im Geschichtsablauf und räumt den Zufällen eine bedeutendere Rolle ein.

Anekdoten sind dabei Mikrogeschichten, sind „dichte Beschreibungen“ par excellence, sie sind Erzählungen meist örtlich und zeitlich genau eingegrenzter Ereignisse, die man wegen ihrer über den Augenblick hinausreichenden Bedeutung für das Bild von einer Person oder den Ablauf der Geschichte für mitteilenswert hält. Gerade im letzteren Fall ist es dabei von Belang, wo das erzählte Ereignis stattgefunden hat, weil sich so eine bedeutende Veränderung mit einem bestimmten Ort verknüpft.

Deshalb erscheint es gerechtfertigt, ein bislang nur einem kleinen Kreis von Literaturhistorikern vertrautes anekdotisches Ereignis breiter bekannt zu machen, das – so unwahrscheinlich es zunächst klingen mag – Gießen eine zwar zufällige, aber nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der anglo-amerikanischen Dichtung der frühen Moderne zuweist. Dabei waren sogar mehrere Zufälle vonnöten, damit das anekdotenwürdige Ereignis stattfinden konnte: Gleich zwei Hauptvertreter der anglo-amerikanischen Literatur der frühen Moderne, Ford Madox Hueffer alias Ford und Ezra Pound, mußten im August 1911 in Gießen zusammenkommen, und worin die besondere Bedeutung ihres Zusammentreffens bestand und wie es dazu kam, bedarf zunächst einer Erläuterung.

Ford Madox Ford, der bis zum Ende des 1. Weltkriegs noch seinen Geburtsnamen Ford Madox Hueffer trug, leistete nicht nur mit seinem vor allem in Bad Nauheim spielenden Roman *The Good Soldier* von 1915 selbst einen wichtigen Beitrag zum Entstehen der anglo-amerikanischen Literatur der frühen Moderne, sondern förderte sie vor allem auch durch seine Unterstützung von jüngeren Autoren wie Ezra Pound, T. S. Eliot, Wyndham Lewis, D. H. Lawrence und T. E. Hulme in der Zeit zwischen 1908 und 1914, als London zum Zentrum der literarischen Avantgarde avancierte, nachhaltig.<sup>4</sup> Vor allem die von ihm 1908 begründete und bis 1910 herausgegebene *English Review* war dank Hueffers liberaler Haltung ein wichtiges Bindeglied zwischen der ersten Generation von Autoren der Moderne (Thomas Hardy, Henry James, Joseph Conrad)

und den bereits genannten Autoren der jüngeren Generation. Als Sohn von Catherine Madox Brown, deren Schwester mit dem Bruder von Dante Gabriel und Christina Rossetti verheiratet war, und Francis Hueffer, dem Musikkritiker der *Times*, war er durch seinen Zugang zu den literarischen Kreisen in London für seine Förderrolle prädisponiert, und als er *The English Review* mit 35 Jahren gründete, hatte er sich auch als Autor einer ganzen Reihe von Büchern bereits einen Namen gemacht.

Daß Hueffer alias Ford die Zeit von Herbst 1910 bis Herbst 1911 in Gießen verbrachte,<sup>5</sup> hatte zunächst seinen Grund darin, daß er enge verwandtschaftliche Beziehungen nach Deutschland hatte. Sein Vater war zwar als „schwarzes Schaf“ der wohlhabenden Familie Hüffer in Münster, der der Verlag Aschendorf und die Westfälische Zeitung gehörte, 1869 nach England emigriert, aber die familiären Bande blieben bestehen. So kam es dazu, daß Ford Madox Hueffer nach dem gescheiterten Versuch, sich in England von seiner Frau Elsie scheiden zu lassen, 1910 mit seiner Geliebten Violet Hunt nach Deutschland reiste und seine Tante in Boppard ihm den Rat gab, sich um die deutsche Staatsbürgerschaft zu bemühen, um sich nach deutschem Recht scheiden lassen zu können. Dazu war ein ausgedehnter Aufenthalt in Deutschland notwendig, und weil eine Freundin Violet Hunts mit dem Gießener Anwalt Ludwig Leun bekannt war, dem man eine Abwicklung der Formalitäten zutraute, quartierte Hueffer sich im September 1910 in Gießen ein – zunächst in der Nordanlage 29 und später in der Friedrichstraße 15. Von seinem Exil in der deutschen Provinz nicht gerade angetan, war er dort dennoch ausgesprochen produktiv: Bereits Mitte November hatte er das Manuskript seines erfolgreichen historischen Romans *Ladies Whose Bright Eyes* abgeschlossen, noch im selben Jahr vollendete er *Ancient Lights*, sein Buch über die Präraphaeliten, im Febru-

ar 1911 hatte er bereits den Entwurf zu seinem autobiographischen Schlüsselroman *The New Humpty-Dumpty* fertiggestellt, und gleich danach begann er mit der Abfassung von *Women & Men*, jenem englischen Bauernroman, mit dem er Otto Weiningers frauenfeindlicher Tendenzschrift *Geschlecht und Charakter* entschieden entgegenwirken wollte.

Bald aber brauchte Hueffer offensichtlich Abwechslung: Er reiste im Frühjahr 1911 kurz nach England und brachte bei seiner Rückkehr seine Mutter mit nach Gießen; anschließend besuchte ihn dort Violet Hunt, mit der er im Juni wieder nach England reiste, um die Krönungszeremonie König Georgs V. miterleben, und im August, als er wieder in Gießen war, kam Ezra Pound für einige Wochen zu Besuch – womit die wichtigste Voraussetzung für das anekdotische Ereignis geschaffen war.

Als der Amerikaner Ezra Pound 1908 nach London kam, war noch nicht abzusehen, daß er einige Jahre später die englischsprachige Dichtung revolutionieren sollte. Er fühlte sich angezogen von der Dichtung der Präraphaeliten und des frühen Yeats und machte in England zunächst Eindruck mit freien Nachdichtungen der Troubadourlyrik, mit der er aufgrund seines Romanistikstudiums wohl vertraut war. Sein Talent war zwar unverkennbar, aber was er vor 1912–1913 zu vervollkommen suchte, nannte er 1934 selbstkritisch „the common verse of Britain from 1890 to 1910“ . . . „a horrible agglomerate compost, not minted, most of it not even baked, all legato, a doughy mess of third-hand Keats, Wordsworth, heaven knows what, fourth-hand Elizabethan sonority blunted, half-melted, lumpy.“<sup>6</sup> Dies ist zwar ein sehr hartes Urteil, aber es zeigt, daß Hueffers Benehmen bei dem anekdotischen Ereignis im August 1911 in Gießen (von dem nun endlich berichtet werden soll) nicht ganz unberechtigt war.

Nach Gießen war Pound auf Einladung Hueffers gekommen, der ihn als Sekretär beschäftigte, ihm aber auch freundschaftlich verbunden war und mit ihm Ausflüge auf den Schiffenberg, die Burgen um Gießen und nach Bad Nauheim unternahm. Daß Pound seinerseits sich von der Beziehung zu Hueffer eher eine Förderung der eigenen literarischen Karriere versprach, als er die Reise von London nach Gießen unternahm, sollte sich am 7. August 1911 zeigen, als er Hueffer erwartungsvoll seine neuesten Gedichte aus dem gerade im Juli erschienenen Band *Canzoni* vortrug. Und nun das knappe, aber folgenreiche und anekdotenwürdige Ereignis in der Friedrichstraße 15: Statt mit dem erhofften anerkennenden Urteil oder zumindest hilfreicher Detailkritik reagierte der bewunderte Autor und einflußreiche Herausgeber und Kritiker Hueffer auf den Poundschen Gedichtsvortrag damit, daß er sich – die Hände über dem Kopf – mit seinem großen und schweren Körper auf dem Boden wälzte. Wenn etwas daran ist, daß Dichter als besonders sensibel gelten, kann man sich vorstellen, wie schockierend dieses Verhalten auf den jungen Ezra Pound gewirkt haben muß. Jedenfalls ist es ihm so nachhaltig im Gedächtnis geblieben, daß er in seinem 28 Jahre später verfaßten Nachruf auf Hueffer/Ford ausdrücklich erwähnt, was er damals in einem Brief so beschrieben hatte:

And he felt the errors of contemporary style to the point of rolling (physically, and if you look at it as mere superficial snob, ridiculously) on the floor of his temporary quarters in Gießen when my third volume displayed me trapped, fly-papered, gummed and strapped down in a jejune provincial effort to learn, *mehercule*, the stilted language that then passed for „good English“ in the arthritic milieu that held control of the respected British critical circles, Newbolt, the backwash of Lionel Johnson, Fred Manning, the Quarterlies and the Rest of 'em. And that roll saved me at least two years, perhaps more. It sent me back to my own proper effort, namely, toward using the living tongue (with younger men after me), though none of us has found more natural language than Ford did.<sup>7</sup>

Und als der amerikanische Dichter und Kritiker Charles Olsen den greisen Dichter noch viele Jahre später im St. Elizabeth's Hospital for the Criminally Insane besuchte, wohin er wegen seiner während des 2. Weltkriegs gehaltenen Propagandareden für das faschistische Italien verbannt worden war, hob Pound erneut hervor, daß Hueffer/Ford seine literarische Karriere in Gießen „gerettet“ habe: „F rolled on the floor, with his hands over his head trying to teach me how to speak for myself.“<sup>8</sup>

Und in der Tat hat Pound nach dem denkwürdigen Ereignis in Gießen nie mehr so geschrieben wie vorher. Schon in dem 1912 veröffentlichten Band *Ripostes* ist eine Wendung zu jener Ökonomie des Ausdrucks erkennbar, die in den folgenden Jahren für die Dichtung der frühen anglo-amerikanischen Moderne typisch werden sollte. Die Veränderung läßt sich deutlich erkennen, wenn man zwei ekphrastische Gedichte Pounds aus jener Zeit einander gegenüberstellt. Das erste entstammt dem Gedichtband *Exultations* aus dem Jahre 1909 und bezieht sich auf ein Bild des englischen Künstlers Arthur Rackham, der 1906 durch seine Buchillustrationen zu *Peter Pan* bekannt geworden war:

### „Fair Helena“ by Rackham

„What I love best in all the world?“

When the purple twilight is unbound,  
To watch her slow, tall grace  
and its wistful loveliness,  
And to know her face  
is in the shadow there,  
Just by two stars beneath that cloud –  
The soft, dim cloud of her hair,  
And to think my voice  
can reach to her  
As but the rumour of some tree-bound stream,  
Heard just beyond the forest's edge,  
Until she all forgets I am,  
And knows of me  
Naught but my dream's felicity.<sup>9</sup>

Das zweite Gedicht – aus den *Ripostes* – registriert dagegen bereits in konzentrierter Knappheit die Wirkung einer Darstellung der Venus von Jacopo del Sellaio (1442–93) auf den Betrachter:

### The Picture

The eyes of this dead lady speak to me,  
For here was love, was not be drowned out,  
And here desire, not to be kissed away.  
The eyes of this dead lady speak to me.<sup>10</sup>

Noch signifikanter wird freilich der Unterschied, wenn man ein ekphrastisches Gedicht hinzunimmt, das 1916 in dem Band *Lustra* erschien und das dem Ideal der neuen „imagistischen“ Dichtung zu entsprechen suchte, wie Pound es inzwischen in der Zeitschrift *Poetry* im März 1913 formuliert hatte:

An „Image“ is that which presents an intellectual and emotional complex in an instant of time. . . .  
It is the presentation of such a „complex“ instantaneously which gives that sense of sudden liberation; that sense of freedom from time limits and space limits; that sense of sudden growth, which we experience in the presence of the greatest works of art.<sup>11</sup>

Hier also ein solches „Image“, das eine Reaktion auf ein nicht näher bekanntes modernes Gemälde darstellt, wie es z. B. auf der großen Ausstellung der Postimpressionisten 1910 in London betrachtet werden konnte:

### L'Art, 1910

GREEN arsenic smeared on an egg-white cloth,  
Crushed strawberries!  
Come, let us feast  
our eyes.<sup>12</sup>

Damit dürfte auch für jene Leser, die sich nicht näher mit der Entstehung der anglo-amerikanischen Dichtung der Moderne befaßt haben, das Ausmaß der konzeptuellen und stilistischen Veränderungen gegenüber

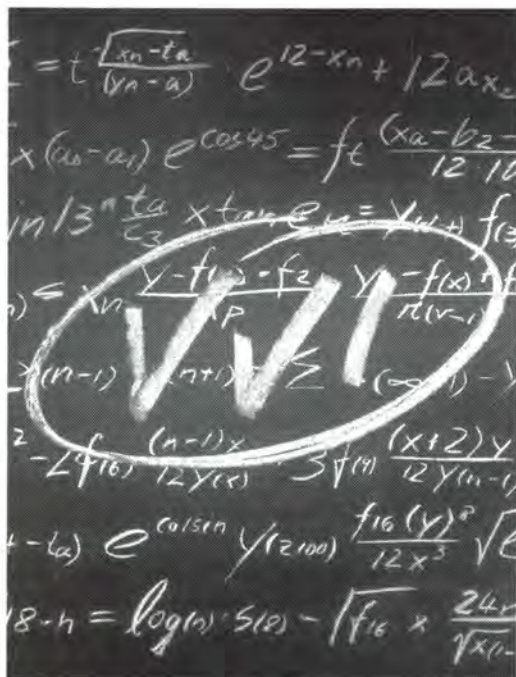
der spätviktorianischen Dichtung erkennbar geworden sein – und zugleich die Bedeutung jenes schockierenden Ereignisses, mit dem Ford Madox Hueffer alias Ford 1911 eine Neuorientierung bei Ezra Pound bewirkte. Wenn man von diesem Ereignis selbst berichtet, ist es nicht mehr als eine knappe Anekdote. Seine Bedeutung gewinnt es – und damit auch die Anekdote – erst aus dem (literatur-)historischen Kontext, der in diesem Fall hinsichtlich seiner Wirkung weit über das Biographische hinausreicht.

Sogenannte historische „Entwicklungen“, und zwar nicht nur literarische, können sich beim näheren Zusehen durchaus als Produkt von historischen Brüchen erweisen, als Resultate plötzlicher Veränderungen, die ihren angemessenen Ausdruck nur in der Anekdote finden. Eine Geschichtsschreibung, die auch mit solchen plötzlichen – räumlich, zeitlich und personal genau identifizierbaren – Veränderungen rechnet, tut gut daran, sich zumindest nicht allein auf das Ziehen großer Linien zu beschränken und die „dichte Beschreibung“ der Anekdote nicht zu verschmähen. Dies nicht zuletzt aus dem Grund einer Pflege der Erinnerungskultur, denn insbesondere die topographische Plazierung einer Anekdote vermag dem kollektiven Gedächtnis nachzuhelfen. Der *Oxford Literary Guide to the British Isles*<sup>13</sup> stellt einen eindrucksvollen Versuch dar, die Bindung von Autorbiographien und literarischen Ereignissen an bestimmte Orte zu dokumentieren, und dabei zeigt sich, daß es nicht nur die Metropolen sind, in denen Literaturgeschichte geschrieben wurde. In einem solchen für Deutschland noch ausstehenden Werk müßte Gießen nicht nur Büchners wegen genannt werden, sondern auch wegen jenes Ereignisses am 7. August 1911 in der Friedrichstraße 15, das Ezra Pound zu einem dichterischen Neuanfang motivierte und damit zum Entstehen der anglo-amerikanischen Dichtung der Moderne beitrug.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Eine von Kritikern wie Stephen Greenblatt, Louis A. Montrose und H. Aram Veeseer propagierte neue Art kulturhistorisch orientierter Literaturbetrachtung, die vor allem auf den Ideen des französischen Kulturhistorikers und Philosophen Michel Foucault basiert.
- <sup>2</sup> Nicht zuletzt unter dem Einfluß der Diskreditierung der *grand récits* durch Jean-François Lyotard.
- <sup>3</sup> *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/Main 1994.
- <sup>4</sup> Siehe Malcolm Bradbury: „Ford Madox Ford's Opening World: A Story of the Modern Movement“, *Tensions and Transitions (1869–1990). The Meditative Imagination*, hg. v. Michael Irwin, Mark Kinkhead-Weekes und Robert Lee, London 1990, S. 1–26.
- <sup>5</sup> Diese und alle weiteren biographischen Informationen entstammen – soweit nicht anders vermerkt – der Biographie von Max Saunders: *Ford Madox Ford: A Dual Life*. 2 Bde., Oxford 1996, und zwar insbesondere Bd. I, Kap. 21: „1911: Giessen“.

- <sup>6</sup> Zitiert nach *The Pound Era*, hg. v. Hugh Kenner, London 1975 [1972], S. 80.
- <sup>7</sup> Pound in einem Brief vom 29. August 1911 an Isabel Pound. Siehe Saunders [wie Anm. 5], Bd. I, S. 342 und S. 573, Anm. 12. Ferner „Ford Madox (Hueffer) Ford; Obit“, *The Nineteenth Century and After*, August 1939. Zitiert nach *Pound/Ford. The Story of a Literary Friendship*, hg. v. Brita Lindberg-Seyersted, New York 1982, S. 172.
- <sup>8</sup> Zitiert nach Saunders [wie Anm. 5], S. 343.
- <sup>9</sup> *Collected Early Poems of Ezra Pound*, hg. v. Michael John King, London 1977, S. 16.
- <sup>10</sup> Ebd., S. 197.
- <sup>11</sup> *Poetry* I, 6 (March 1913); zitiert nach „A Retrospect“ aus *Pavannes and Divisions*, New York 1918, in *Literary Essays of Ezra Pound*, hg. v. T. S. Eliot, London 1968 [1954], S. 4.
- <sup>12</sup> Zitiert nach *Personae. The Collected Poems of Ezra Pound*, New York 1926, S. 113. Auch in *Ezra Pound. Selected Poems*, hg. v. T. S. Eliot, London [o. J.], S. 117.
- <sup>13</sup> Hg. v. Dorothy Eagle and Hilary Carnell, Oxford 1977.



Unsere Formel für  
mehr Rendite:  
VERMÖGENS-  
VERWALTUNG MIT  
INVESTMENTFONDS (VVI®).



**Dresdner Bank**  
Die Beraterbank

Marktnah · Leistungsstark  
Zukunftsorientiert

# Ringel

Die leistungsstarke  
Untermehmensgruppe

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG  
35440 Linden b. Gießen

Koch & Baldes GmbH & Co. KG  
61348 Bad Homburg v.d.H.

Walth. A. D. Levering GmbH  
36251 Bad Hersfeld

Sanitär-, Heizungs- und Metallhandels GmbH  
99867 Gotha

**D**er Weg  
zu Ihrem  
Wunschbad  
führt durch unsere  
Fachausstellung

Bad - Küche - Heizung

Hier finden Sie Traumbäder und Küchen  
in großer Auswahl und Vielfalt.

**Wir haben jeden  
1. Sonntag im Monat  
von 11-17 Uhr geöffnet.**

(Keine Beratung, kein Verkauf)

**Ringel**  
BAD KÜCHE HEIZUNG

35440 Linden  
Tannenweg 50-54  
Tel. (0 64 03) 6 07-0

**Unser Partner ist das Fachhandwerk**

**Hartmut Stenzel**

## **Zwischen Mythos und Dichtung – Leben und Werke Federico García Lorcas\***

### **Das Verbrechen geschah in Granada**

Für Federico García Lorca

#### I. Das Verbrechen

Man sah ihn, zwischen Gewehren,  
eine große Straße entlang,  
auf das kalte Feld hinausgehen,  
noch unter Sternen, in der Morgendämmerung.  
Sie ermordeten Federico,  
als das Licht dämmerte.  
Die Meute der Henker  
wagte es nicht, ihm ins Gesicht zu sehen.  
Alle schlossen die Augen;  
Sie beteten: Nicht einmal Gott mag dich erretten!  
Tot fiel Federico  
– Blut auf der Stirn und Blei in den Eingeweiden –  
Daß das Verbrechen in Granada geschah, das sollt ihr wissen  
– Armes Granada! –, in seinem Granada ...

#### II. Der Dichter und der Tod

(Tod = span.: la muerte, grammatisch: feminin)

Man sah ihn allein mit Ihr gehen,  
ohne Angst vor ihrer Sense.  
– Die Sonne schon in den Türmen;  
die Hämmer auf dem Amboß  
– Ambosse in den Schmieden.  
Federico sprach,  
als ob er der Tod-Frau den Hof machen wollte.  
Sie hörte zu.  
„Weil gestern in meinem Vers, liebe Freundin,  
der Schlag deiner trockenen Palmzweige erklang,  
und du meinem Gesang die Kälte gabst, und die Schärfe  
deiner Silbersichel meiner Tragödie,  
werde ich für dich das Fleisch besingen, das du nicht hast,  
die Augen, die dir fehlen,  
das Haar, das der Wind zerzauste,  
rote Lippen, auf die dich küßten ...  
Heute wie gestern, Zigeunerin, meine Tod-Frau,  
wie gut, mit dir allein zu sein,  
in dieser Luft Granadas, meines Granadas!“

#### III.

Man sah ihn gehen ...  
Freunde, erbaut  
aus Stein und Traum, in der Alhambra,  
ein Grabmal für den Dichter,  
über eine Quelle, in der das Wasser weinen,  
und ewig sagen soll:  
das Verbrechen geschah in Granada, in seinem Granada!

### **El crimen fue en Granada**

A Federico García Lorca

#### I. El crimen

Se le vio, caminando entre fusiles,  
por una calle larga,  
salir al campo frío,  
aún con estrellas, de la madrugada.  
Mataron a Federico  
cuando la luz asomaba.  
El pelotón de verdugos  
no osó mirarle la cara.  
Todos cerraron los ojos;  
Rezaron: ¡ni Dios te salva!  
Muerto cayó Federico  
– sangre en la frente y plomo en las entrañas –  
... Que fue en Granada el crimen  
sabed – ¡pobre Granada! –, en su Granada ...

#### II. El Poeta y la Muerte

Se le vio caminar solo con Ella,  
sin miedo a su guadaña.  
– Ya el sol en torre y torre;  
los martillos en yunque  
– yunque y yunque de las fraguas.  
Hablaban Federico,  
requebrando a la muerte.  
Ella escuchaba.  
„Porque ayer en mi verso, compañera,  
sonaba el golpe de tus secas palmas,  
y diste el hielo a mi cantar, y el filo  
a mi tragedia de tu hoz de plata,  
te cantaré la carne que no tienes,  
los ojos que te faltan,  
tus cabellos que el viento sacudía,  
los rojos labios donde te besaban ...  
Hoy como ayer, gitana, muerte mía,  
qué bien contigo a solas,  
por estos aires de Granada, ¡mi Granada!

#### III.

Se le vio caminar ...  
Labrad, amigos,  
de piedra y sueño, en el Alhambra,  
un túmulo al poeta,  
sobre una fuente donde llore el agua,  
y eternamente diga:  
el crimen fue en Granada, ¡en su Granada!

\* Vortrag, gehalten anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Federico García Lorca – Bilder, Werke“ am 23. 10. 1998 in Gießen

Dieses Gedicht von Antonio Machado ist eines der eindrucksvollsten dieses Autors und ein ergreifendes Angedenken an den von den Falangisten ermordeten Dichterkollegen Federico García Lorca. Antonio Machado, Repräsentant einer älteren, nach Erneuerung Spaniens trachtenden Generation, entschiedener Republikaner und Vertreter eines auf Wirkung zielenden, bisweilen geradezu volkspädagogisch orientierten Schreibens, konnte sich mit der avantgardistischen Gruppierung der sogenannten Generation von 1927, der Lorca angehörte, nie so recht anfreunden. Gelegentlich hat er diesen Dichtern sogar die „künstliche Unverständlichkeit“ ihrer Poesie vorgehalten, und das Fehlen einer volkstümlichen Orientierung. Hier aber, konfrontiert mit einer Bluttat, die sogar ihren geistigen Urhebern unangenehm war, insistiert er nicht nur schonungslos auf einer nur geahnten Wahrheit des Geschehens, sondern entwirft ein Bild Lorcás, das auch seine dichterischen Konturen umreißen und damit eine poetische Geistesverwandtschaft, eine Überlegenheit der Dichtung über Macht und Gewalt beschwören will.

Die Parteigänger Francos suchten das Geschehen verlegen zu vertuschen (noch der erst nach Ende des Bürgerkriegs ausgestellte Totenschein Lorcás nennt „Kriegsverletzungen“ als Todesursache). Machado hingegen, der mit dem unversöhnlichen Konflikt der zwei Spanien, mit dem gnadenlosen Haß des Konservativen auf das Liberale trotz seines friedfertigen Humanismus bestens vertraut war, imaginiert intuitiv ein Szenario, das jenem Geschehen recht nahe kommt, dessen Ablauf erstmals ein vor wenigen Jahren aufgetauchter Augenzeugenbericht in schonungsloser Brutalität überliefert. Das ungewisse Licht der Dämmerung, der abgelegene Ort außerhalb der Stadt, die Mischung aus Unsicherheit und Erbarmungslosigkeit, die den Mörderhaufen kennzeichnet, erscheinen in dem Gedicht als geradezu notwendige Bestandteile einer Tat, die das Licht scheuen

muß – die Ermordung eines Dichters, dessen Worten die Täter nichts entgegenzusetzen vermochten.

Die ganze Intensität der Mordlust allerdings vermochte Machado nicht zu errahnen. Der eben erwähnte Augenzeuge berichtet, beim Abfeuern der todbringenden Gewehrsalven hätten die Henker geschrien, sie würden auf alles schießen, auf was man schießen kann, vor allem auf die Mutter des Dichters und noch die Ermordeten (Lorca war nicht das einzige Opfer) hätten sie wiederholt in höchster Erregung angespuckt. Doch die symbolische Bedeutung eines historischen Geschehens ist in dem Gedicht deutlich präsent, in dem diese vorgeblichen Parteigänger von Gott, Familie und Vaterland zur Durchsetzung ihrer Ziele nicht nur ihre politischen Gegner zu Hunderttausenden liquidieren mußten, sondern auch jene noch zaghafte kulturelle und literarische Blüte, die sich in der Folge einer wenn auch zögerlichen gesellschaftlichen Liberalisierung vor dem Bürgerkrieg entwickelt hatte.

Dem Geschehensverlauf wie auch dem Mord selbst kommt eine geradezu sinnbildliche Bedeutung zu: Die Diktatur mußte das ungebändigte Wort, als dessen Repräsentant der Dichter gelten kann, beseitigen, um sich etablieren zu können. Und in diesem Sinne ist das Bild Lorcás für lange Zeit festgeschrieben worden, zu einer Art republikanischem Mythos stilisiert. Die Rezeption des Dichters, die Art und Weise, wie seine Werke aufgenommen wurden, erwies sich lange Zeit als durch sein politisch gewolltes und für die gesellschaftlichen Konflikte signifikantes Schicksal geprägt. Es kann keinen Zweifel daran geben, daß diese Sicht ebenso berechtigt wie verständlich ist, daß sie in einer Zeit Geltung beanspruchen konnte, in der aus dem Exil wie in Spanien selbst das dichterische Wort sich vorrangig durch seine ausdrücklich oder verborgen formulierte Opposition zu einer Herrschaftsordnung definierte, die sich auch durch Reglementie-



rung und Zensur alles Geschriebenen zu behaupten versuchte und in der so gerade die literarisch herausragenden Opfer der Diktatur dieses oppositionelle Bewußtsein zu beglaubigen vermochten.

Und doch wird damit zugleich eine Form der Rezeption Lorcass geprägt, in der die Bedeutung seines Werks weitgehend auf eine politische Dimension eingeengt wird, in der der republikanische Mythos die Dichtung selbst überlagert. Natürlich sind Konturen und Gehalt von Lorcass Werk nicht ohne die erdrückende Last der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Traditionen Spaniens zu denken, an deren Zwängen sich seine dichterische Einbildungskraft in immer neuen Wendungen abarbeitet. Aber dieses Werk reicht in der suggestiven Kraft seiner Sprachgebilde zugleich weit über die kritische Arbeit gegen solche Zwänge hinaus, indem es eine sprachliche Magie entwirft, die sich jenseits aller Ordnungen zu setzen und zu behaupten versucht. Insofern hat die Politisierung seiner Rezeption auch eine Mythologie des ermordeten Dichters entwickelt, die sein Schaffen allzu eindimensional wahrnimmt, die es erschwert, dessen Komplexität und Geltungsanspruch sich anzueignen. Auch wenn man die politische Dimension der Person wie des Werks Lorcass weder geringschätzen noch gar außer Acht lassen sollte, bedarf es einer darüber hinausgehenden Annäherung an beide, einer Annäherung, die deren libertären und universalistischen Geltungsanspruch ernst nimmt.

Auch zu einer solchen Annäherung an Lorca lädt uns Antonio Machados Totenklage ein. Ihre dichterische Imagination des feigen Mordes, der das Licht scheuen muß, mündet nicht in politische Appelle oder gar in einen Versuch, das erschütternde Geschehen, das sie in Bilder umzusetzen versucht, nun propagandistisch auszuschlachten – so verständlich ein solcher Versuch auch in der Zeitsituation des beginnenden Bürgerkriegs gewesen wäre. Er entwirft vielmehr ein Bild

des Dichters, in dem dieser kraft der Macht seines Wortes als jenseits und über der Gewalt stehend evoziert wird, die die Henker ihm angetan haben. Der Tod selbst, so die Perspektive im zweiten Teil des Gedichts, der Tod, der ihn vernichten sollte, erscheint dem Dichter nicht nur als vertraut, er ist in seinen Worten bereits eingeholt und überwunden. Indem Lorca den Tod als Frau besungen, ihre Kälte wie ihre Faszination in seine Dichtung eingeschrieben habe, kann er als einer gedacht werden, der jenseits ihrer Zwänge steht, als einer, der im dichterischen Wort selbst die grundlegendste aller Ordnungen, die von Werden und Vergehen zumindest zu suspendieren vermochte.

Don Antonio entwirft also implizit ein Bild von der Macht des dichterischen Wortes, das es über jene politischen Zwänge erhebt, denen es doch ausgeliefert ist, und diese Verortung der Dichtung wie des Dichters jenseits einengender Ordnungen wird im dritten Teil seines Gedichts in subtiler Weise weitergeführt und zugleich an die Konflikte zurückgeführt, die den Ort Lorcass im spanischen Kontext prägen. Ein Grabmal in der Alhambra imaginiert Machado dort, über einer murmelnden Quelle – idyllisch und abgetrennt scheinbar, und weit entfernt von jener zerrissenen Realität gesellschaftlicher Konflikte, denen der Ermordete zum Opfer fiel. Und doch weist diese Idylle die Spur jener Konflikte auf – nicht nur, weil das Plätschern der Quelle in der poetischen Vision das Angedenken an die Mordtat festhalten soll, sondern auch deshalb, weil Machado sie intuitiv oder bewußt in der Alhambra ansiedelt, an jenem Ort, an dem die eindrucksvolle Architektur der Maurenpaläste am nachhaltigsten die Präsenz des Nichtspanischen in Spanien vergegenwärtigt. Wenn man in Granada aus der Innenstadt zur Alhambra hinaufsteigt, vorbei an einer Kathedrale, deren Monumentalarchitektur einer Zwingburg gleich die Herrschaft des allerkatholischsten Staates versinnbildlicht, wenn

man mit dem Bild dieser Herrschaftsarchitektur vor Augen in die hellen, prächtig mit Säulen und Ornamenten verzierten und doch spielerisch leicht wirkenden Überreste der arabischen Vergangenheit Spaniens tritt, dann kann man sich die politische und zugleich universalisierende Dimension jener Distanzgeste vergegenwärtigen, mit der Machado das Grabmal Lorcas entwirft.

Wollte man die Bedeutung dieses Bildes zu spitzen, könnte man es vielleicht geradezu als ein Sinnbild jenes Ortes verstehen, den Lorca kraft seiner Einbildungskraft in seinem Schreiben und Dichten zu entwerfen versucht hat. Und dies nicht nur, weil der Ort des Grabmals, die Alhambra, die in Spanien ideologisch verfemte und politisch vertriebene und verjagte arabische Kultur repräsentiert, sondern auch weil diese marginalisierte Tradition zugleich im Horizont eines traditionellen spanischen Kultur- und Nationalbewußtseins jenes ausgeschlossene Andere repräsentiert, durch dessen Ausgrenzung ein solches traditionelles Bewußtsein sich konstituiert hat und legitimiert.

Ganz grundsätzlich liegt ein entscheidender Impuls im Werk Lorcas in einer Bewegung der Entgrenzung und Deteritorialisierung, mit der er sich einen imaginären Ort zu erschreiben versucht, an dem er der Traditionen ledig wäre, die ihn doch zugleich so nachhaltig bestimmen und einengen, der Normen einer repressiven Sexualmoral ebenso wie derjenigen eines traditionell orientierten Literaturverständnisses. Und in seiner imaginären Konstruktion eines Ortes jenseits der lastenden Geltung der Traditionen nun spielt der Bezug auf Andalusien eine große Rolle, der Rückgriff, wie gesagt, auf das Spanien, das nicht Spanien ist, ein Bezugspunkt eben, der die Dialektik von Gegenwart der Traditionen und der Distanz zu ihnen zu denken und dichterisch ins Bild zu setzen erlaubt.

Um hier nur ein Beispiel zu nennen: Diese Dialektik ist in sinnfälliger Weise präsent im

Titel von Lorcas berühmtesten Werk, dem Werk, mit dem er in Spanien wie darüber hinaus uneingeschränkte Anerkennung und Ansehen erlangt hat, dem *Romancero gitano*. Ins Deutsche behaglich-romantisierend mit „Zigeunerromanzen“ übersetzt (davon wird gleich noch die Rede sein), zwingt dieser Titel zwei Sinnbereiche zusammen, die diametral entgegengesetzt sind: den des „romance“, eine Gattung seit dem späten Mittelalter verbreiteter, volkstümlicher Historienerzählungen in Versform, die in der spanischen Tradition im wesentlichen von Episoden der „reconquista“, der Vertreibung der Araber aus Spanien handeln einerseits, und andererseits den der „gitanos“, jener marginalisierten, von Lorca emphatisch zu einer Art Mythos stilisierten Volksgruppe, der aus traditionell spanischer Sicht weder Bedeutung noch gar eine Geschichte zukommen würde. In einer seit Ende des 19. Jahrhunderts sich anbahnenden Wiederentdeckung jener traditionellen Dichtungsform des „romance“ sich einschreibend, dezentriert Lorca sie geradezu, entleert sie ihrer ursprünglichen Bedeutung und sucht sie durch seine Strategien der Umdeutung eben von jener Tradition zu befreien, die sie ganz zu bestimmen schien.

Die Gedichte, die der „Romancero gitano“ versammelt, erzählen allenfalls noch vordergründig Geschichten aus der Lebenswelt der „gitanos“, von Liebe, Raub, Schmuggel und Tod. Sie versuchen vielmehr, in diese Lebenswelt eine universalistische Dimension einzuschreiben, eine Dimension, in der die Elemente und Zwänge der Lebenswelt auf einer mythischen Ebene als aufgehoben und als durch ihre sprachliche Gestaltung überwunden imaginiert werden können. In diesem Gedichtband, so Lorca selbst, „kommt kaum das Andalusien zum Ausdruck, das man sehen kann, sondern das flüchtige Aufscheinen des Andalusien, das man nicht sehen kann ... in einem gegen das Pittoreske, die Folklore und den Flamenco gerichteten

Buch“. Und weiter: „Die eigentlich einzige Gestalt des Buches ist die *Pena*, [...] ein eher himmlisches als irdisches Gefühl, ein Kampf des liebenden Verstehens mit dem Geheimnis, das sie umgibt und das sie selbst nicht verstehen kann“. Die dichterische Evokation der andalusischen Lebenswelt wird so zu einem Projekt ihrer mythischen Universalisierung, zu einem Erschreiben von Perspektiven, die über die mit ebensoviel Abneigung wie Faszination erfahrene Lebenswelt hinausführen und sie ästhetisch aufheben sollen. Die Umschreibung der Realität zum faszinierenden Mythos ist derart ein zentrales Ziel von Lorcás Dichtung, einer Dichtung, deren Bedeutung damit weniger in einem Beitrag zu Reflexion über oder Veränderung von traditionellen Strukturen der Lebenswelt liegt – wie dies das Ziel der Generation eines Antonio Machado war –, sondern im Erschreiben jener Distanz zur Lebenswelt, die deren Transformation ins Mythische einzunehmen erlaubt.

Daher liegt eine geradezu tragikomische Dimension der Rezeption Lorcás darin, daß er in Spanien wie auch in Deutschland als geradezu „urspanischer“ Dichter verstanden worden ist und vor allem als solcher Erfolg gehabt hat. Über den trotz all seiner Erläuterungen vor allem aus diesem Grund so überwältigenden Erfolg seines „Romancero gitano“ war er zutiefst unglücklich, und nicht zuletzt dessen Rezeptionsschicksal hat ihn dazu angestoßen, dazu mit dem Projekt des „Poeta en Nueva York“ (Dichter in New York) im Schreiben wie im Wirklichkeitsbezug einen entschiedenen Kontrapunkt zu setzen. Die dichterische Arbeit an der Großstadterfahrung, seine hier wie in anderen Werken ebenso radikale wie produktive Umsetzung surrealistischer Schreibweisen ist allerdings zumindest lange Zeit nicht recht zur Kenntnis genommen worden. Und dies, obwohl er über seine surrealistisch inspirierten Dramen geäußert hat, daß in ihnen und nicht in den populäreren wie „*Bodas de*

*sangre*“ (Bluthochzeit) oder „*La casa de Bernarda Alba*“ (Bernarda Albas Haus) sein eigentliches Theaterschaffen seinen Ausdruck finde.

Nicht nur, daß diese Werke viel sperriger und einem breiten Publikum schwieriger zu vermitteln sind, sie fügen sich auch kaum den Intentionen, die in der Rezeption Lorcás als Inbegriff eines spanischen Dichters am Werk waren und sind. Im Spanien Francos bot sich damit eine Möglichkeit, den politisch so wenig geliebten schwulen Roten politisch unschädlich in ein nationales Kulturerbe zu integrieren. Die geistigen Wegbereiter des Mordes zeigten sich damit immerhin etwas verschämter als ihre deutschen Brüder im Geiste, die, um Heine aus der deutschen Literatur zu tilgen, aus dem Dichter der Lorelei einen unbekanntem Autor machten. Ähnlich wie im Falle anderer verdächtiger Autoren von Rang (Antonio Machado etwa oder Valle-Inclán) wurden Lorcás Werke im Spanien der Diktatur nur um das, was allzu anstößig war, gereinigt, und wo oppositionelle Kreise den republikanischen Lorca als Leitfigur hochhielten, wurde dem ein durch Zensur akzeptabel gewordener Repräsentant des spanischen Geistes entgegengesetzt.

In Deutschland hingegen ist die Geschichte der Rezeption eher durch komische Züge gekennzeichnet, wo es ein ebenso sendungsbeußter wie geschäftstüchtiger Übersetzer, Heinrich Beck, der sich zum Ausweis seines Spaniertums Enrique nannte, verstand, sich ein Monopol auf die Übersetzung zu sichern. Mit seinen romantisch-volkstümlichen Übertragungen hat er lange Zeit dazu beigetragen, eben jenes Bild von Lorca zu festigen, das auch den ideologischen Protagonisten des franquistischen Spaniens so lieb und teuer war. All das trug jedenfalls auch seinen Teil dazu bei, einen aus durchaus unterschiedlichen Motiven entstandenen und aufrechterhaltenen Mythos des urspanischen Dichters an die Stelle eines eben komplexen wie in seinen grundlegenden Schreibimpul-

sen entschieden modernen Werks zu setzen, derart, daß dieser Mythos den Modernitätswillen Lorcas wie wesentliche Bestandteile seines Werks verdeckt hat.

Es ist nun gerade im Zeichen des hundertsten Geburtstages für die deutsche Rezeption ein hoffnungsvoller Impuls, daß nach langandauernden Protesten die Erben Lorcas sich entschlossen haben, die weitere Verbreitung der Übersetzungen Becks zu verbieten und damit den schon lange geäußerten Wunsch nach einer Neuübersetzung von Lorcas Werken zu einer Notwendigkeit zu machen. Nachdem deren Vielfalt in Spanien längst zugänglich ist, könnte dies nun auch in Deutschland die Möglichkeit eröffnen, Lorca neu zu entdecken, oder einen ganz anderen Lorca zu entdecken, einen Lorca, der von den politischen und kulturellen Mythen um seine Person und sein Werk bisher verdeckt geblieben ist. Zu entdecken wäre insbesondere eine sprachmäßige und faszinierende Dichtung auf der Suche nach und in Erprobung der Möglichkeiten dichterischer Modernität. Dies ist eine Sicht des Dichters, mit der auch die spanische Rezeption noch im Zeichen des Gedenkjahres ihre Schwierigkeiten hat, da sie die Integration des wegen seiner Homosexualität ohnehin immer noch nicht so ganz Akzeptierten in die offenbar notwendige Harmonie eines nationalen Kulturerbes erschweren könnte.

Aber gerade dies ist das entscheidende Signum von Lorcas Modernitätswillen, daß sein Werk sich gegen solche Einordnungen sperrt, daß er eine Sprache entwerfen will, die sich allen Ordnungen entziehen soll, um nur ihren eigenen Ordnungen zu folgen. In einer Rede über den Barockdichter Góngora, einer Rede, die zugleich eine Art Geburtsurkunde der avantgardistischen Dichtergruppierung der sogenannten Generation von 1927 darstellt, hat Lorca diesen Impuls seines Schreibens in ein sprechendes Bild gefaßt: „Der Dichter, der sich daran macht, ein Gedicht zu schreiben, ich weiß dies aus eigener

Erfahrung, hat die ungewisse Empfindung, daß er sich zu einer nächtlichen Jagd in einen fernen Wald begibt. Eine unerklärliche Furcht bewegt sein Herz. [...] Nur das weiß er mit Gewißheit, daß die Natur, die aus der Hand Gottes hervorging, nicht die Natur ist, die in den Gedichten zum Leben kommen soll.“ Das Bild der nächtlichen Suche, der ungewissen Konturen einer dem Dichten zugänglichen Natur jenseits der Ordnung der Schöpfung verbindet traditionelle Elemente des Nachdenkens über Dichtung mit der für die Moderne charakteristischen Orientierungslosigkeit. Dichtung wird für Lorca zu einem nicht kontrollierbaren Prozeß – in dieser Hinsicht durchaus den Vorstellungen des Surrealismus nahe –, aber doch, wie er betont, zu einem Prozeß mit einer eigenen Logik der Dichtung, einer Logik, die allerdings dem Dichter selbst nicht bewußt ist.

Jedenfalls aber nähern ihn solche Vorstellungen dem Horizont der westeuropäischen Avantgarden aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts an, deren Einfluß sich in Spanien ansonsten eher zögerlich manifestierte. Daß Lorca sich bemüht, so weit über den engen spanischen Horizont hinauszuschauen, hat nun durchaus ideologische und gesellschaftliche Gründe, auch wenn es ihn nicht zu politischer Dichtung führte. Aus den Anregungen, die die Avantgarden bereitstellen, gewinnt er die Impulse, in der Arbeit an der Sprache jenes ganz Andere, Neue zu entwerfen, das er in den einengenden Zwängen seiner Lebenswelt so sehr vermißt. Ein frühes programmatisches Gedicht, gedruckt in der ersten von Lorca publizierten Gedichtsammlung, spricht dieses Projekt schon im Titel aus: „Cantos nuevos“ („neue Gesänge“). Die Suche nach dem Anderen erscheint dort als ein in die Natur eingeschriebener Prozeß, in den das Ich einstimmt, das in diesem Gedicht spricht. In beunruhigenden Bildern entwirft es die Konturen des Neuen, nach dem seine Gesänge streben, am bestürzendsten in ihrer Charakterisierung als „una bandada de palomas ciegas /

lanzadas al misterio“ (ein Schwarm blinder Tauben / ins Mysterium geworfen). Solche Bilder symbolisieren einen Prozeß der Dichtung, die sich den Möglichkeiten der Moderne

zuwendet, um die bedrückende Enge Spaniens zu überwinden, schon hier in einer Sprachkraft evoziert, die die neu zu entdeckende Bedeutung Lorcás ausmacht.

## Neue Gesänge

August 1920  
(Vega de Zujaira)

Der Nachmittag sagt: „Ich habe Durst auf Dunkelheit!“  
Der Mond sagt: „Ich, Durst auf Sterne!“  
Die kristallklare Quelle bittet um Lippen  
Und es seufzt der Wind.

Ich habe Durst auf Aromen und Lachen.  
Durst auf neue Gesänge  
ohne Monde und ohne Lilien  
Und ohne tote Geliebte.

Ein Gesang des Morgens, der erschüttern soll  
die stillen Wasser  
der Zukunft. Und mit Hoffnung erfüllen  
ihre Wogen und ihren Grund.

Einen glänzenden und ruhigen Gesang  
voller Gedanken,  
jungfräulich von Traurigkeit und Ängsten  
und jungfräulich von Träumen.

Gesang ohne lyrisches Fleisch,  
das die Stille mit Lachen füllen mag  
(ein Schwarm blinder Tauben  
ins Mysterium geworfen).

Gesang, der zur Seele der Dinge dringt  
und zur Seele der Winde,  
und der zum Schluß in der Freude  
des ewigen Herzens ausruhen mag.

## CANTOS NUEVOS

AGOSTO DE 1920  
(Vega de Zujaira)

Dice la tarde: „¡Tengo sed de sombra!“  
Dice la luna: „¡Yo, sed de luceros!“  
La fuente cristalina pide labios  
y suspira el viento.

Yo tengo sed de aromas y de risas,  
sed de cantares nuevos  
sin lunas y sin lirios  
y sin amores muertos.

Un cantar de mañana que estremezca  
a los remansos quietos  
del porvenir. Y llene de esperanza  
sus ondas y sus cienos.

Un cantar luminoso y reposado  
pleno de pensamiento,  
virginal de tristezas y de angustias  
y virginal de ensueños.

Cantar sin carne lírica que llene  
de risas el silencio  
(una bandada de palomas ciegas  
lanzadas al misterio).

Cantar que vaya al alma de las cosas  
y al alma de los vientos  
y que descanse al fin en la alegría  
del corazón eterno.



## SALZHAUSEN

„...viele kommen wieder“

- Romantisches Biedermeierheilbad
- Ideal für Urlaub und Kur
- Heilanzeigen RHEUMA – HERZ – NERVEN – KREISLAUF – ATEMWEGE
- Therapiebecken für spezielle Rheumabehandlung
- Ruhig und waldreich
- Kurmittel- und Fangohaus



### SOLE-BEWEGUNGSBAD

#### MIT SAUNA-LANDSCHAFT

hält jung und alt  
gesund und fit!

Täglich geöffnet  
Tel. 0 60 43/96 33-31



# **Globalisierung der Wirtschaft: Erscheinungsformen, Ursachen und Folgen\***

## **I. Problemstellung**

Globalisierung ist seit einigen Jahren das dominante Thema in der wirtschaftspolitischen Auseinandersetzung in Deutschland. Der Buchmarkt wird geradezu überschwemmt mit Publikationen über Ursachen und Folgen der Globalisierung, wobei Ökonomen, Soziologen und Politologen gleichermaßen produktiv sind. Sogar Bundespräsident und Bundeskanzler haben sich im Sommer 1999 in Antrittsrede bzw. Regierungserklärung zur Globalisierung geäußert. Und wie bei breit diskutierten Themen üblich, stehen sich die Auffassungen ziemlich kontrovers gegenüber. Die einen sehen in der Globalisierung eine wesentliche Ursache für die hohe Arbeitslosigkeit, sie befürchten Sozialabbau und Steuerflucht; manche erwarten sogar eine Aushöhlung der staatlichen Souveränität und eine Beeinträchtigung der demokratischen Ordnung (z.B. Martin und Schumann 1996). Andere erhoffen sich von der Globalisierung ein Aufbrechen der institutionellen Verkrustungen, eine Befreiung aus den Fesseln der staatlichen Überreglementierung und der übermäßigen Besteuerung. Die Globalisierung, so wird postuliert, öffnet das Tor zu einem weiteren Anstieg des Wohlstands.

Die folgenden Seiten informieren in der gebotenen Kürze über die Erscheinungsformen, Ursachen und Folgen der Globalisierung. Dabei sollen vor allem die empirischen Fakten dargelegt werden.

## **II. Erscheinungsformen**

Im volkswirtschaftlichen Sinn meint Globalisierung zunächst nichts weiter als die Intensivierung der ökonomischen Austauschbeziehungen zwischen den Staaten, ermöglicht durch die verstärkte Durchlässigkeit der Grenzen. Viele NationalökonomInnen sehen in der zunehmenden Öffnung der einzelnen Volkswirtschaften die wichtigste ökonomische Veränderung der letzten Jahrzehnte.

Der wirtschaftliche Austausch zwischen den Staaten besteht von alters her vor allem im Warenhandel. Export und Import haben das Güterangebot auf den nationalen Märkten verbreitert und den Wohlstand erhöht. Freihandelspolitik hat dies begünstigt, während Kriege und Protektionismus den internationalen Handelsbeziehungen stets geschadet haben.

Der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg war in der westlichen Welt eng verbunden mit der Liberalisierung der Märkte durch schrittweise Beseitigung der Handelshemmnisse und das Entstehen supranationaler Zusammenschlüsse, wie etwa der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Zollsenkungsrunden im Rahmen des GATT ließen den durchschnittlichen Zollsatz der Industrieländer zwischen 1950 und 1980 von 40 % auf 8 % sinken. In der WTO-Konferenz von 1997 wurden weitere Zollsenkungsschritte vereinbart. Diese Politik hat den Welthandel beflügelt: Allein in den 90er Jahren sind die Weltexporte pro Kopf um rund 50 % gestiegen. Der Weltexport an Waren hat einen jährlichen Betrag von 7.000 Milliarden US-\$ erreicht.

---

\* Vortrag im Rahmen des Collegium Gissenum der Justus-Liebig-Universität Gießen am 7. 7. 1999.

Bemerkenswert ist daran, daß die Welthandelsströme in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten schneller gewachsen sind als die weltweite Produktion, also die Summe der Bruttoinlandsprodukte. Zwischen 1950 und 1996 hat die Weltproduktion jahresdurchschnittlich um 4 %, der Welthandel um 6,5 % zugenommen. Dies ist ein Beleg für die Intensivierung der Austauschbeziehungen zwischen den Staaten. Auch der grenzüberschreitende Dienstleistungsverkehr, der u. a. den Reiseverkehr, die Transportleistungen, Versicherungs- und Finanzdienstleistungen sowie technische Dienstleistungen (z. B. Lizenzverkehr) umfaßt, hat sich in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich erhöht.

Besonders eindrucksvoll ist die Globalisierung auf den Finanzmärkten. Die Anteile der großen Aktiengesellschaften werden an vielen internationalen Börsen notiert. Die Emission von Anleihen auf internationalen Finanzmärkten hat sich seit 1980 etwa verzehnfacht. Die börsentäglichen Devisenumsätze belaufen sich mittlerweile auf 2 Bill. US-\$. Das sind aufs Jahr hochgerechnet etwa 500 Billionen US-\$, während die Warenexporte pro Jahr lediglich 7 Billionen US-\$ betragen. Das zeigt, daß sich der Devisenhandel von den Warengeschäften weitgehend emanzipiert hat.

Seit dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere seit den 80er Jahren, ist eine andere Form der außenwirtschaftlichen Verflechtung immer bedeutsamer geworden: die internationale Unternehmung. Internationale Unternehmungen gründen oder erwerben im Ausland Betriebsstätten und Tochtergesellschaften, in denen Vertriebs- und Produktionsaktivitäten, vermehrt auch Finanzierungs- und Forschungsaufgaben wahrgenommen werden. Fundiert und gemessen wird die Expansion der internationalen Unternehmungen vornehmlich anhand der Direktinvestitionen. Damit werden Kapitalanlagen im Ausland bezeichnet, die in der Absicht vorgenommen werden, einen beherr-

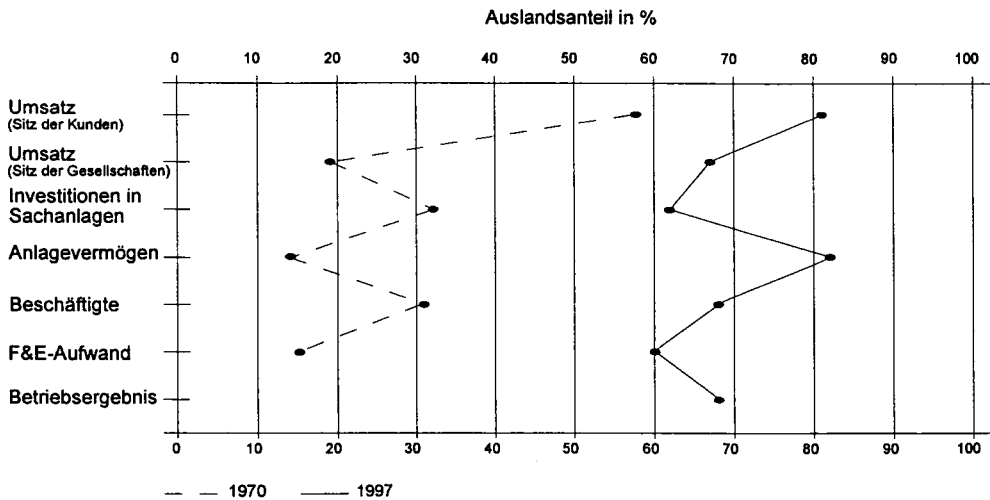
schenden oder wenigstens maßgeblichen Einfluß auf die Geschäftsführung des ausländischen Betriebs auszuüben. Seit 1985 wachsen die Direktinvestitionen etwa doppelt so stark wie der grenzüberschreitende Warenhandel, allerdings mit erheblichen Schwankungen.

Die internationalen Unternehmungen sind die eigentlichen Triebkräfte und Träger der Globalisierung. Sie sind es, die das Muster der weltweiten Arbeitsteilung und den Charakter des Außenhandels grundlegend verändert haben.

Im jüngsten *World Investment Report* der Vereinten Nationen wird die Zahl der internationalen Unternehmungen weltweit auf 53.600, die Zahl der ausländischen Tochtergesellschaften auf 450.000 geschätzt (UNCTAD 1998). Bedeutsam ist, daß der Umsatz der ausländischen Tochtergesellschaften seit Anfang der 80er Jahre das weltweite Exportvolumen überflügelt hat. Für 1997 lautet das Verhältnis 9,5 Billionen US-\$ zu 6,4 Billionen US-\$. Man kann also feststellen, daß die internationalen Unternehmungen den Export in seiner Rolle als wichtigsten weltwirtschaftlichen Integrator abgelöst haben.

Ein zweites wichtiges Merkmal der internationalen Unternehmungen ist die qualitative Veränderung des Außenhandels: Ein erheblicher Teil des Außenhandels (ca. 40 %) wird nicht mehr über Märkte, das heißt zwischen unabhängigen Unternehmungen abgewickelt, sondern zwischen den verschiedenen Gesellschaften eines Konzerns. Was Siemens aus Deutschland exportiert, geht zu einem erheblichen Teil an Siemens-Gesellschaften im Ausland. Der Außenhandel wird insoweit also internalisiert, und dies hat Einfluß auf den Charakter der Exportpreise: Sie büßen ihre Marktfundierung ein, werden zu Konzernverrechnungspreisen (Transferpreisen) und verlieren damit auch ihre Eindeutigkeit etwa für die steuerliche Gewinnermittlung.





Quelle: Geschäftsberichte und Auskünfte der Hoechst AG.

Abb. 1: Internationalisierungsprofil des Hoechst-Konzerns im Zeitvergleich

Welche dramatischen strukturellen Veränderungen einzelne Unternehmungen im Prozeß der Internationalisierung während der letzten zweieinhalb Jahrzehnte erfahren haben, läßt sich am Beispiel des Hoechst-Konzerns veranschaulichen (vgl. Abb 1).

Da sich der Schwerpunkt der Produktion im Fall Hoechst ins Ausland verlagert hat (Umsatz nach dem Sitz der Konzern-Gesellschaften), ist der Export aus dem Stammland relativ zurückgegangen, am jeweiligen Weltumsatz gemessen von 39 % im Jahr 1970 auf 14 % im Jahr 1997. Dies hat natürlich Auswirkungen auf die Beschäftigung im Inland, die nicht nur relativ, sondern auch absolut abgenommen hat. Darauf ist noch zurückzukommen.

Grenzüberschreitender Warenhandel, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr sowie Direktinvestitionen ergänzen sich und beeinflussen sich gegenseitig. Ein Ende des Prozesses zunehmender Globalisierung ist nicht in Sicht.

### III. Ursachen

Für die zunehmende Öffnung der nationalen Märkte und die damit einhergehende Globa-

lisierung lassen sich verschiedene Ursachenkomplexe benennen: politische, technische und ökonomische.

Als wichtigste Voraussetzung und Hauptursache der Globalisierung kann der entsprechende politische Wille der Regierungen (zumindest der OECD-Länder) angesehen werden. Auch bei den politischen Instanzen hat sich weithin die Erkenntnis durchgesetzt, daß freie Märkte und ein freier Welthandel die effizienteste Organisationsform der Wirtschaft darstellen. Erst durch Verbreitung dieser Erkenntnis ist es gelungen, innerhalb des GATT und nunmehr der WTO die Staaten zu einer drastischen Absenkung ihrer Importzölle zu bewegen. Auch die zahlreichen Freihandelszonen und Wirtschaftsgemeinschaften sind Belege für den Willen der Regierungen, den internationalen Wirtschaftsverkehr von Beschränkungen zu befreien.

Tab. 1 gibt einen Überblick über die wichtigsten zwischenstaatlichen Wirtschaftsunionen, die seit Ende der 50er Jahre gegründet wurden. Dabei ist zu beachten, daß sich die zwischenstaatliche wirtschaftliche Integration i.d.R. in einer Stufenfolge vollzieht, von regional begrenzten Zolls-

Jahr	Abkürzung	Name
1958	EWG	Europäische Wirtschaftsgemeinschaft ab 1965: Europäische Gemeinschaft (EG) ab 1992: Europäische Union (EU)
1960	CACM	Central American Common Market
1960	EFTA	European Free Trade Association
1964	UDEAC	Customs and Economic Union of Central Africa
1967	ASEAN	Association of South East Asian Nations
1969	ANDEAN	The Anden Group
1973	CARRICOM	Carribean Common Market
1974	ECOWAS	Economic Community of West African States
1974	CEAO	Communauté Économique de L'Afrique de L'ouest
1975	Lomé	Abkommen zwischen der EG und den AKP-Staaten
1980	LAIA	Latin American Integration Association
1981	PTA	Eastern and Southern African Preferantial Trade Area
1989	APEC	Asian-Pacific Economic Cooperation
1991	MERCOSUR	Mercado do Sur; Southern Cone Common Market
1993	CEFTA	Central European Free Trade Area
1993	AFTA	ASEAN Free Trade Area
1994	EWR	Europäischer Wirtschaftsraum
1994	NAFTA	Noth American Free Trade Agreement
2005*	FTAA	Free Trade Agreement of the Americas

\* geplanter Zusammenschluß

Quelle: Zusammengestellt aus Ball / McCulloch (1999), S. 138 ff.; Cateora / Graham (1999), S. 272 ff.

**Tab. 1: Bildung von zwischenstaatlichen Wirtschaftsunionen**

kungrunden über Freihandelszonen bzw. Zollunionen bis zur Bildung eines gemeinsamen Marktes (mit koordinierter Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik) und der Errichtung einer Währungsunion. Den idealtypischen Endpunkt der Integrationsbemühungen bildet die politische Union.

Auch hinter der Globalisierung der Finanzmärkte stehen politische Entscheidungen. Die Beseitigung der Devisenzwangswirtschaft, die Konvertibilität der Währungen und die Öffnung der Kapitalmärkte waren nach dem Zweiten Weltkrieg Symptome der wirtschaftlichen Gesundung. In den 90er Jahren hat sich Deutschland verstärkt um eine Liberalisierung des Kapitalmarktes bemüht. Bisher wurden bereits drei Finanzmarktförderungsgesetze in Kraft gesetzt; das vierte ist in Vorbereitung. Die Liberalisierung der Finanzdienstleistungen und des Kapitalverkehrs sind wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung und das Wachstum der

Volkswirtschaften, denn dadurch wird erst eine effiziente Finanzierung der Investitionen ermöglicht.

Die Direktinvestitionen im Ausland wurden von den Regierungen durch eine Vielzahl von zwischenstaatlichen Investitionsförderungs- und Schutzverträgen begleitet, in denen der Schutz vor Enteignung und Diskriminierung sowie der freie Kapitaltransfer vereinbart wurden. Deutschland hat mit 120 Staaten solche Verträge geschlossen.

Eine weitere sehr wichtige Voraussetzung für die verstärkte Globalisierung ist der technische Fortschritt auf dem Gebiet des Transports von Nachrichten, Gütern und Personen. Von der Containerrevolution bis zur Telekommunikation über Satelliten haben viele Neuerungen den Transport schneller, billiger und sicherer gemacht. Insbesondere die modernen Kommunikationstechniken, wie Fax, ISDN und Internet haben zu einer hohen Reaktionsverbundenheit der Märkte

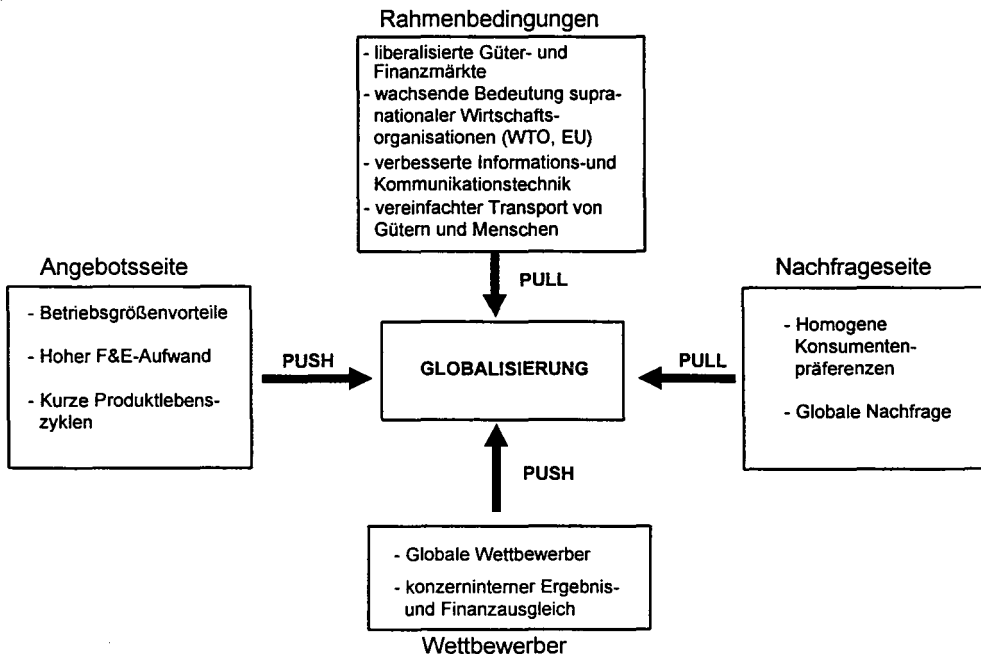


Abb. 2: Globalisierungskräfte

geführt und erleichtern die Steuerung der internationalen Unternehmungen.

Die dritte Kategorie von Globalisierungsursachen sind ökonomische Gründe. Dazu zählen u.a.

- die zunehmende Homogenisierung der Bedürfnisse in zahlreichen Branchen, die eine weltweite Standardisierung der Produkte mit entsprechenden Kostenvorteilen nahelegt,
- die Notwendigkeit, die hohen F&E-Kosten bei kürzer werdenden Produktlebenszyklen auf eine große Absatzmenge zu verteilen, sowie
- der schärfer werdende Wettbewerb mit global auftretenden Konkurrenten. In globalen Branchen (wie Mikroelektronik, Telekommunikation, Kraftfahrzeuge) kann eine Unternehmung nur erfolgreich sein, wenn sie gleichzeitig auf allen wichtigen Märkten Insiderpositionen erreicht hat.

Angesichts des begrenzten Raumes wird hier darauf verzichtet, auf die verschiedenen Einflußkräfte im einzelnen einzugehen. Abb. 2 bietet zumindest einen Überblick über die wichtigsten Globalisierungskräfte, gegliedert nach Rahmenbedingungen und Marktkräften.

#### IV. Folgen

Die Globalisierung hat Konsequenzen für Unternehmungen und Volkswirtschaften. Die meisten Unternehmungen haben sich darauf bereits eingestellt und nutzen die Chancen und Vorteile der Globalisierung, insbesondere durch die Internationalisierung der Wertschöpfungskette. Gerade mit diesen internationalen Unternehmungen geraten die Nationalstaaten in einen Interessenkonflikt. Die Ursache dafür liegt in der unterschiedlichen geographischen Reichweite ihrer Machtentfaltung: Hier der Nationalstaat mit

seiner territorial begrenzten Souveränität, dort die international mobile Unternehmung, die sich dem regelnden Zugriff des Staates entziehen und weltweit die günstigsten Standorte wählen kann.

Von den verschiedenen Problemfeldern der nationalen Politik, die durch Globalisierung betroffen sind, werden im folgenden jene ausgewählt, in denen sich die kontroverse Diskussion zuspitzt: die Beschäftigung und das Steueraufkommen.

### 1. Beschäftigung

In Deutschland (aber auch in Frankreich) wird besonders heftig über die Frage gestritten, ob die Globalisierung für Hochlohnländer nicht einen Arbeitsplatzexport in großem Ausmaß bewirkt. Die Fachliteratur beschäftigt sich seit langem mit der Frage: Wie wirken sich die Direktinvestitionen auf die inländische Beschäftigung aus? Wird die ohnehin hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland dadurch noch zusätzlich erhöht?

In der Tat haben die großen deutschen internationalen Unternehmungen in den zurückliegenden Jahren die Zahl der Inlandsbeschäftigten stark reduziert und zugleich im Ausland neue Mitarbeiter eingestellt bzw. deutlich weniger Arbeitsplätze abgebaut (siehe Tab. 2).

Die Frage nach den Beschäftigungswirkungen der deutschen Direktinvestitionen ins Ausland würde weniger kritisch diskutiert werden, wenn die ausländischen Direktinvestitionen im Inland eine vergleichbare Größenordnung hätten. Dies ist aber leider nicht der Fall. Zwischen den abfließenden und den zufließenden Direktinvestitionen besteht seit Jahren eine erhebliche Lücke. Für den Zeitraum zwischen 1982 und 1998 betragen die ausländischen Direktinvestitionen in Deutschland im Durchschnitt lediglich 17 % der deutschen Direktinvestitionen im Ausland (Transferwerte der Zahlungsbilanzstatistik der Deutschen Bundesbank, eigene Berechnungen). Deutschland weist bei Direktinvestitionen weltweit den größten Aktivsaldo aus, d.h. das größte Inlands-Auslands-Defizit.

Dennoch sollte man in den deutschen Direktinvestitionen nicht die eigentliche Ursache für den Verlust von Arbeitsplätzen im Inland sehen. Diese Auffassung soll mit einigen Argumenten gestützt werden:

(1) Hauptmotiv für Direktinvestitionen ist die Erschließung und Sicherung ausländischer Märkte. Direktinvestitionen dienen dem Aufbau einer Auslandsproduktion, und die Marktnähe des Produzenten bringt erhebliche Wettbewerbsvorteile mit sich, insbesondere die Fähigkeit der raschen Anpassung an sich verändernde

	Inland		Ausland	
	in Tausend	in % der inl. Beschäftigten	in Tausend	in % der ausl. Beschäftigten
BASF	-28,1	-31,8%	- 0,6	- 1,3%
Bayer	-20,9	-23,9%	- 5,0	- 6,0%
Daimler-Benz*	-69,5	-22,9%	+ 3,7	+ 5,0%
Hoechst	-54,6	-64,5%	-21,2	- 24,0%
Siemens	-36,0	-15,7%	+79,0	+ 55,2%
VEBA	-14,7	-15,9%	+24,6	+168,5%
Volkswagen	-12,7	- 7,7%	+45,7	+ 48,0%

\* Daimler-Benz vor der Fusion mit Chrysler (Stand 30. 6. 1998)

Quelle: Geschäftsberichte und Auskünfte der Unternehmungen.

**Tab. 2: Entwicklung der Beschäftigtenzahl ausgewählter deutscher Unternehmungen zwischen 1990 und 1998**

Kundenwünsche. So verwundert es nicht, daß die regionale Verteilung der deutschen Direktinvestitionen im Ausland weitgehend identisch ist mit der regionalen Struktur der deutschen Exporte (Deutsche Bundesbank, August 1997, S. 67). Der Zusammenhang zwischen Auslandsinvestition und Marktbearbeitung wird auch aus der industriellen Praxis bestätigt. Nur ein Beispiel für viele: Die Schott-Gruppe, Herstellerin von Spezialglas, hat sich zum Ziel gesetzt, den Anteil des Asien-Umsatzes bis 2002 zu verdoppeln. Dazu erklärte der Vorstandssprecher: „Für jede DM Umsatz, die wir dort zusätzlich erkämpfen wollen, werden wir 1 DM investieren müssen.“ (FAZ vom 15. 9. 1997).

- (2) Ein erheblicher Teil der deutschen Direktinvestitionen bezieht sich auf Dienstleistungsbranchen: Handel, Kreditinstitute, Beteiligungsgesellschaften, Versicherungen. Bei Direktinvestitionen dieses Typs ist die Nähe zum Kunden unabdingbar, und auch dazu sind Einrichtungen vor Ort notwendig, was wiederum Investitionen voraussetzt. Dieses Argument ist von besonderem Gewicht, denn Direktinvestitionen im Dienstleistungsbereich erreichen nach der Bestandsstatistik einen Anteil von mehr als 50 % an den deutschen Direktinvestitionen.
- (3) Produktionen mit einfacher Technologie lassen sich angesichts der hohen Arbeitskosten in Deutschland vielfach nicht mehr kostendeckend durchführen. Arbeitsplätze dieser Art sind für das Inland verloren. Ihre Verlagerung ins Ausland mag zur Sicherung der noch verbleibenden inländischen Arbeitsplätze beitragen (z. B. bei Belieferungen der ausländischen Betriebsstätten mit anspruchsvollen Vorleistungen). Aus der Automobilindustrie gibt es einen Erfahrungswert: Drei neue Arbeitsplätze im Aus-

land erhalten oder schaffen einen Arbeitsplatz im Inland.

Hier wird also die Auffassung vertreten, daß die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland nicht durch die Auslandsinvestitionen deutscher Unternehmungen verursacht ist, sondern durch die ungünstigen Rahmenbedingungen im Inland. Es bedarf nicht des erneuten Hinweises auf die hohen Löhne und Lohnnebenkosten, die kurzen tariflichen Arbeitszeiten, das einseitige Arbeitsrecht, die Regelungsdichte etc., es genügt die Feststellung, daß die Bereitschaft zu (nicht subventionierten) Investitionen im Inland zu gering ist. Der Hauptgrund dafür sind die zu niedrigen Gewinnerwartungen. Im internationalen Vergleich der Unternehmensrenditen liegt Deutschland ziemlich am Ende. Als durchschnittliche Netto-Eigenkapitalrendite (Jahresüberschuß nach Steuern in Prozent des Eigenkapitals) wurde für große deutsche Industrieunternehmungen ein Satz von 5,2 % ermittelt, und dieser liegt – systemwidrig – unter dem Zinssatz für risikofreie Staatsanleihen. Für britische, US-amerikanische, schweizerische und niederländische Unternehmungen ergaben sich Renditen von 15 bis 21,2 % (iw 1997). Projiziert auf den einzelnen Arbeitsplatz ergibt sich ein ähnliches Bild: Der *Employee Value* (durchschnittlicher Jahresgewinn nach Steuern je Beschäftigtem in industriellen Großunternehmungen) liegt in Deutschland lediglich bei 3.200 DM, während für Großbritannien und die USA Werte von 28.000 DM bzw. 23.000 DM ermittelt wurden (ebenda). Es ist deshalb nicht überraschend, daß die Arbeitslosigkeit in den beiden zuletzt genannten Ländern deutlich niedriger ist als in Deutschland. Die deutschen Direktinvestitionen im Ausland sind eben auch Symptome für die ungünstige Relation von Lohnkosten und Arbeitsproduktivität im Inland. Was den oben aufgezeigten Arbeitsplatzabbau im Inland betrifft, so liegt es auf der Hand, daß in einer dynamischen Wirtschaft

fortlaufend Arbeitsplätze aufgegeben und neue geschaffen werden, ganz im Sinn von Schumpeters schöpferischer Zerstörung. Dahinter steht häufig eine strategische Neuorientierung der Geschäftspolitik, die mit der Konzentration auf Kernkompetenzen, mit Outsourcing, Lean Production oder auch dem Rückzug aus bestimmten Geschäftsfeldern verbunden sein kann.

## 2. Steueraufkommen

Die internationale Mobilität der Produktionsfaktoren, insbesondere des Kapitals, läßt auch die nationalen Steuersysteme unter Wettbewerbsdruck geraten. Diese Steuersysteme haben sich in einer Zeit entwickelt, als die einzelnen Volkswirtschaften relativ abgeschlossen waren (durch Zölle, Devisenbewirtschaftung, Transportkosten). Natürliche und juristische Personen bezogen die Einkünfte aus dem Land, in dem sie ihren Wohnsitz oder Rechtssitz hatten. Die Unterschiede der nationalen Steuersysteme verursachten wenig Probleme. Mittlerweile haben viele Wirtschaftssubjekte ihren Aktivitäten eine andere Regionalstruktur gegeben: sie haben sich internationalisiert. Der Mobilität des Investitionskapitals sind kaum mehr Grenzen gesetzt. Damit werden die Standortentscheidungen nicht unwesentlich auch von den internationalen Besteuerungsunterschieden beeinflusst.

Kritiker der Globalisierung befürchten, daß die Regierungen in einen Wettbewerb um die Gunst der Unternehmungen gezwungen werden und dementsprechend die Steuern auf Gewinne und Kapitalerträge senken müssen. Dies kann, so wird befürchtet, in ein „race to the bottom“ münden, in einen ruinösen Steuersenkungswettlauf, der schließlich zu einer Austrocknung der Steuerquellen führt. Der Staat sei dann gezwungen, die Sozial- und Umweltstandards abzusenken und die Infrastruktur zu vernachlässigen.

Befürchtungen dieser Art scheinen stark übertrieben. Solange der Staat – wie in Deutschland – 50 % und mehr des BSP in Anspruch nimmt, kann von einer Erosion des Steueraufkommens nicht die Rede sein. Zum anderen hängt das Investitionsklima eines Staates nicht nur von niedrigen Steuern ab, sondern auch von einer intakten Umwelt und einer leistungsfähigen Infrastruktur.

Dennoch besteht ein fiskalpolitischer Handlungsbedarf. Den Staaten stehen im wesentlichen drei strategische Optionen offen: Abschottung des Wirtschaftsraums, internationale Harmonisierung der Steuersysteme und Anpassung.

Ein Rückfall in den Protektionismus durch Beschränkungen und Verbote des grenzüberschreitenden Handels und Verkehrs würde allen betroffenen Staaten, insbesondere den protektionistischen, großen Schaden zufügen. Obwohl von Nicht-Ökonomen gelegentlich Forderungen nach stärkeren Kontrollen und Begrenzungen des zwischenstaatlichen Kapitalverkehrs erhoben werden, sollte diese Alternative ausscheiden.

Die Bundesregierung setzt nach ihren Verlautbarungen auf Harmonisierung der Steuerbelastung im Rahmen der EU, also auf zwischenstaatliche Vereinbarungen. Dieses Vorgehen erscheint als eine vernünftige, aber wegen der divergierenden einzelstaatlichen Interessen schwer zu realisierende Strategie. Am ehesten dürfte sich eine Vereinheitlichung der Steuersätze für Kapitalerträge erreichen lassen, etwa in Form einer EU-weiten einheitlichen Abgeltungssteuer. Die Forderung von Vito Tanzi vom Internationalen Währungsfonds nach Steuerharmonisierung im Weltmaßstab und Errichtung einer Weltsteuerorganisation zur Begrenzung des Steuerwettlaufs erscheint derzeit reichlich utopisch. Im übrigen wirkt sich Wettbewerb nicht nur zwischen Unternehmungen, sondern auch zwischen den Staaten leistungssteigernd aus. „Geringer

Wettbewerb zwischen Regierungen hat höhere Steuern, schlechtere staatliche Leistungen und größere Ineffizienz im öffentlichen Sektor im Gefolge“ (Watrin 1997, S. 90).

Für ein Hochsteuerland bleibt die Strategie der Anpassung an die steuerlichen Gegebenheiten in den konkurrierenden Staaten, d.h. eine Minderung der Belastung für bestimmte Steuergüter. Man kann davon ausgehen, daß der Anteil der Unternehmenssteuern an den Staatseinnahmen zurückgehen wird, daß auch die Einkünfte aus Kapitalvermögen geschont werden und daß statt dessen in Zukunft eine höhere Besteuerung des Verbrauchs (insb. Mineralöl, Tabak, Spirituosen) und des Warenverkehrs (Mehrwertsteuer) zu erwarten ist. In Deutschland wurde in den letzten 10 Jahren die Steuerbelastung für Kapitalgesellschaften deutlich zurückgenommen, und zwar für den Fall der vollständigen Gewinnthesaurierung von 70,77 % (1989) auf 51,83 % (1999). Da aber fast alle OECD-Staaten ebenfalls ihre Unternehmenssteuern massiv gesenkt haben, nimmt Deutschland in der Skala der europäischen Länder nach wie vor den ungünstigsten Platz ein. Die hohen Steuersätze wirken nach Ansicht des Finanzbeirats für ausländische Investoren als „plakative Drohungen“ und seien „investitions- und beschäftigungsfeindlich“ (Wissenschaftlicher Beirat beim BMF 1999). Der von der Mobilität der Produktionsfaktoren ausgehende Anpassungsdruck wird die politischen Instanzen hoffentlich zu einer weitergehenden Unternehmenssteuerreform zwingen. Von einer Absenkung der Steuersätze ist eine Revitalisierung der Volkswirtschaft und – bei Verbreiterung der Steuerbasis (Wegfall von Vergünstigungen) – zugleich eine Steigerung des Steueraufkommens zu erwarten, wie das Beispiel USA zeigt. Die Globalisierung sollte als Chance begriffen werden, den Staat schlanker und wettbewerbsfähiger zu machen.

## V. Schlußbemerkungen

Die Öffentlichkeit in Deutschland hat zum Phänomen der Globalisierung eine überwiegend negative Einstellung. Auf die Frage: „Wenn heute deutsche Unternehmen ins Ausland gehen und dort Firmen gründen – was überwiegt da für Deutschland: die Vorteile oder die Nachteile?“ geben 4 von 5 die Antwort: „Die Nachteile überwiegen“ (Noelle-Neumann 1998).

Das Befragungsergebnis macht deutlich, daß in der Öffentlichkeit auf breiter Front noch Aufklärungsbedarf besteht. Im Mittelpunkt der Argumentation sollte die Erkenntnis stehen, daß es erst durch die Globalisierung gelungen ist, die Vorzüge der Marktwirtschaft und der internationalen Arbeitsteilung im Weltmaßstab voll auszuspielen. Der Erfolg von Liberalisierung, Wettbewerb und technischem Fortschritt ist schon jetzt sichtbar: In den OECD-Ländern hat sich der durchschnittliche materielle Wohlstand im 20. Jahrhundert mehr als verzehnfacht.

Im Redemanuskript des Bundeskanzlers bei seiner Regierungserklärung zur Globalisierung am 16. 6. 1999 standen folgende Sätze: „Die Globalisierung begrenzt nationale Handlungsspielräume. Aber sie tut dies asymmetrisch: indem sie schlechte Politik bestraft und gute Politik belohnt“ (FAZ vom 17. 6. 1999). Der Bundeskanzler hat diese Sätze leider nicht vorgelesen. Sie sind dennoch richtig.

### *Literatur:*

- Ball, D. A. / McCulloch, W. H. (1999): International business: The challenge of global competition. International edition, 7. Aufl., Boston (Mass.) et al.
- Cateora, P. R. / Graham, J. L. (1999): International marketing. International edition, 10. Aufl., Boston (Mass.) et al.
- Deutsche Bundesbank (1997): Monatsbericht August 1997. Frankfurt a. M.
- Fuest, W. / Huber, B. (1999): Steuern als Standortfaktor im internationalen Wettbewerb. Beiträge des IW Köln zur Wirtschafts- und Sozialpolitik Nr. 252. Köln.



- Giesel, F. / Glaum, M. (1999): Globalisierung - Herausforderung an die Unternehmensführung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Festschrift für E. Pausenberger, München.
- Institut der deutschen Wirtschaft Köln (iw) (1997): Unternehmensrenditen - Deutschland schwer im Hintertreffen. In: Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft, Nr. 9, 23. Jg., S. 3.
- Martin, H.-P. / Schumann, H. (1996): Die Globalisierungsfälle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand. Hamburg.
- Noelle-Neumann, E. (1998): Zuversicht und Angst beim Blick auf den blauen Planeten. In: FAZ vom 29.04.1998, S. 5.
- Pausenberger, E. (1997): Globalisierung aus volkswirtschaftlicher und betriebswirtschaftlicher Sicht. In: Zeitschrift für Wirtschaftswissenschaften, 16. Jg., S. 133-162.
- Pausenberger, E. (1999): Globalisierung der Wirtschaft und die Machteinbußen des Nationalstaats. In: Engelhardt, J. / Oechsler, W. (Hrsg.): Internationales Management - Auswirkungen globaler Veränderungen auf Wettbewerb, Unternehmensstrategie und Märkte. Festschrift für K. Macharzina, Wiesbaden, S. 75-91.
- Sinn, H. W. (1997): Deutschland im Steuerwettbewerb. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 216/6, S. 672-692.
- Tanzi, V. (1995): Taxation in an integrated World. Washington.
- UNCTAD (1998): World Investment Report 1998: Trends and Determinants. New York/Genf.
- Watrin, C. (1997): Europa der Einheit oder der Vielfalt? In: Claussen, C. P. / Hahn, O. / Kraus, W. (Hrsg.): Umbruch und Wandel: Herausforderung zur Jahrhundertwende. Festschrift für C. Zimmerer, München/Wien, S. 81-92.
- Wissenschaftlicher Beirat beim Bundesministerium der Finanzen (1999): Reform der internationalen Kapitaleinkommensbesteuerung. Gutachten, Bonn.

## Audiologie – gestern, heute, morgen \*

### Cui bono?

Das Thema „Audiologie – gestern, heute, morgen“ mag schon deshalb auf Interesse stoßen, weil viele mit dem Begriff „Audiologie“ keine konkreten Vorstellungen verbinden können. Natürlich weiß man, daß sich die Audiologie als die „Wissenschaft vom Hören und den Störungen des Gehörs“ (*Pschyrembel, Klinisches Wörterbuch*) mit dem auditorischen System befaßt. Was das aber für diese in Deutschland noch recht junge Disziplin konkret bedeutet, scheint weitgehend unbekannt, wie mir in vielen Gesprächen immer wieder bestätigt wird. Da die Audiologie also offenbar auf unsere Hör- und Kommunikationsfähigkeit abzielt, entwickelt sich für den einen oder anderen von uns eventuell auch deshalb eine persönliche Affinität, weil man gelegentlich doch den Eindruck hat, nicht alles richtig und schon gar nicht ohne besonderen Höraufwand verstehen zu können. Haben wir also tatsächlich ein Hörproblem oder reden unsere Mitmenschen zunehmend undeutlicher?

Nun ist die Definition und Abgrenzung unseres Fachgebiets nicht ganz trivial, denn man kann den Begriff *Audiologie* im weiteren oder im engeren Sinne fassen. Im erweiterten Sinn umfaßt die Audiologie sämtliche Aktivitäten zur Erforschung, Prävention, Diagnostik und Rehabilitation von Hörstörungen, wobei allein der Bereich der auditorischen Rehabilitation mit ihren technischen, psychosozialen, pädagogischen und arbeitsmedizinischen Interventionsmöglich-

keiten ein sehr weites Betätigungsfeld eröffnet. Dementsprechend versteht sich die Audiologie in Deutschland, wie auch in vielen anderen Ländern Europas, als interdisziplinäres Zusammenwirken einer Vielzahl von Berufsgruppen, die auf diesem Sektor tätig sind: Mediziner (speziell Hals-Nasen-Ohrenärzte und Arbeitsmediziner), Naturwissenschaftler (Medizinphysiker, Biologen etc.), Ingenieure, Pädagogen, Psychologen, Hörgeräte-Akustiker, Medizinisch-Technische Assistenten und andere involvierte Berufsgruppen.

Entsprechend diesem multidisziplinären Ansatz, der bereits 1959 von Hayes Newby artikuliert und als unverzichtbar angesehen wurde („No one individual can be expected to be the complete audiologist“ in *Audiology*, Vision Press, London), ist schließlich 1996 nach langen Jahren der Entwicklung und der Vorbereitung die Deutsche Gesellschaft für Audiologie (DGA) gegründet worden. Satzungsgemäß verfolgt die DGA den Zweck, „die Audiologie in Forschung, Entwicklung, Lehre und klinischer Praxis zu fördern mit dem Ziel, die Phänomene des Hörens besser verstehen zu können [...] und die Schwerhörigkeit und damit verbundene Störungen wirksamer bekämpfen zu können, sei es in Prävention, Diagnostik, Behandlung oder Rehabilitation“ (Auszug aus der Satzung der DGA). Während also die Audiologie in dieser strukturierten Form in Deutschland ein noch sehr zartes Pflänzchen ist, blicken zum Beispiel die nationalen und audiologischen Gesellschaften in Großbritannien und in den Niederlanden bereits auf eine mehr als fünfzigjährige Geschichte zurück.

\* Nach einer Ansprache anlässlich der Einweihung der Räume des Funktionsbereichs Audiologie am Klinikum der JLU am 28. Oktober 1998

Anders als in den meisten europäischen Ländern wird dagegen zum Beispiel in den USA, Kanada, Israel oder Australien ein generalistisches Ausbildungs- und Arbeitskonzept verfolgt. In diesen Ländern werden akademische Studiengänge angeboten, die auf einem breit angelegten, multidisziplinären Curriculum basieren und einen Master-Abschluß im Fach Audiologie ermöglichen. Auch in Europa gibt es Tendenzen, neben den hochspezialisierten Fachdisziplinen das Berufsbild eines „Allgemein-Audiologen“ für Basisdienstleistungen zu etablieren. Manche amerikanische Universitäten haben inzwischen sogar einen audiologischen Dokortitel (Au.D.) eingeführt, um den angehenden Praktikern einen qualifizierten Abschluß zu ermöglichen, ohne den Ph.D. erwerben zu müssen.

### **Schwerpunkt: Gehördiagnostik und auditorische Rehabilitation**

Die klinische Audiologie – aus unserer Sicht also die Audiologie im engeren Sinn – ist in Deutschland bevorzugt an größeren Kliniken und medizinischen Zentren vertreten und befaßt sich im Rahmen der Krankenversorgung im Zusammenwirken mit der HNO-Heilkunde in erster Linie mit der Diagnostik von Hörstörungen. Ferner veranlaßt und koordiniert die Audiologie in Kooperation mit Hörgeräte-Akustikern, Pädaudiologischen Frühförderstellen, Schwerhörigenschulen und anderen Fördereinrichtungen die Versorgung und Rehabilitation mit Hörgeräten und anderen Hörhilfen, wie zum Beispiel mit Cochlea-Implantaten. Damit deckt eine klinische Audiologische Abteilung in spezialisierter Form und in Zusammenarbeit mit der HNO-Heilkunde Teilbereiche ab, die in kleineren und mittelgroßen Kliniken sowie in niedergelassenen HNO-Praxen von HNO-Fachärztinnen und -ärzten allein vertreten werden. Besondere Bedeutung kommt der Früherkennung, Frühversorgung und Frühförde-

rung schwerhöriger und gehörloser Kinder zu, da die Plastizität des Gehirns zeitlich limitiert und die sensible Phase der auditorischen Reifung auf die ersten zwei bis drei Lebensjahre beschränkt ist. Nur wenn in dieser eng umschriebenen Entwicklungsphase das Gehör adäquat beschallt bzw. gereizt wird, reift das Hörbahnsystem zu einem leistungsfähigen Netzwerk heran, wie wir es kennen und erwarten. Diese Phase der Hörbahnreifung ist fest an die ersten Lebensjahre gebunden und kann nicht durch Rehabilitationsmaßnahmen – und seien sie noch so aufwendig – zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden.

Vor diesem Hintergrund hat sich die Pädaudiologie als eigenständige Disziplin entwickelt und in Deutschland zusammen mit der Phoniatrie als selbständiges Fachgebiet etabliert. Diese Kombination mag auf den ersten Blick überraschen, findet aber in der historischen Entwicklung ihre einfache Begründung, da schwerhörige Kinder, die in der Vergangenheit häufig erst sehr spät – leider meist zu spät – als solche erkannt wurden, sich früher oder später zwangsläufig in der Phoniatrie wiederfanden. Denn wenn das mangelnde Hörvermögen keine Kontrolle über die eigene Lautbildung ermöglicht und damit die rückkoppelnde Wirkung des Hör-Sprechprozesses fehlt, kommt es zu Sprachentwicklungsstörungen, also kam die Phoniatrie ins Spiel. Daher rührt übrigens auch der irreführende Begriff des Taubstummens her, der heute als unzeitgemäß gilt und nicht mehr verwendet werden sollte, da es sich um hochgradig schwerhörige oder gar taube Menschen handelt, deren Vokaltrakt jedoch voll funktionsfähig ist.

Lassen Sie mich nach diesem kleinen Exkurs in die Pädaudiologie zu den Aufgaben der klinischen Audiologie zurückkommen. Außer in der Krankenversorgung vertritt sie die Bereiche Hördiagnostik und Rehabilitationsplanung auch in der Lehre und Forschung. In der Mediziner Ausbildung der JLU

Gießen ist die Audiologie ebenso repräsentiert wie im Lehrangebot der Krankenhaus- und Medizintechnik an der Fachhochschule Gießen-Friedberg. Aktueller Forschungsschwerpunkt der Gießener Audiologie ist die Hörgerätektechnologie und die individuelle Anpassung von Hörgeräten an das schwerhörige Ohr. Auf diesen Arbeitsgebieten sind die Gießener Audiologen an einigen vom Bund und von der Europäischen Union geförderten Verbundforschungsprojekten beteiligt. Auch aus anderen Quellen konnten in den letzten Jahren Drittmittel in beträchtlichem Umfang für Forschungsvorhaben eingeworben werden.

### **Wer ist betroffen?**

Angesichts der Aktivitäten der Audiologie in Krankenversorgung, Forschung und Lehre werden Sie sich vielleicht nach der Zahl der Betroffenen gefragt haben, die wir mit unserem Dienstleistungsangebot ansprechen. Sollten Sie diesbezüglich bereits Schätzungen angestellt haben, so vermute ich, daß Sie die Zahl eher zu niedrig als zu hoch angesetzt haben dürften. Auf der Grundlage einer gut kontrollierten, repräsentativen Untersuchung eines renommierten Instituts liegt die Zahl der Menschen mit *interventionsbedürftigen* Hörproblemen in Deutschland in der Größenordnung von etwa 14 Millionen, das entspricht einem Bevölkerungsanteil von knapp 18%. Da nur dem kleineren Teil der Schwerhörigen medikamentös oder chirurgisch geholfen werden kann, was grundsätzlich Vorrang vor einer Hörgeräteversorgung haben muß, da das natürliche Gehör auch durch anspruchsvollste Technik nicht komplett wiederhergestellt werden kann, kommen mindestens 10 Millionen Deutsche für eine Hörgeräteversorgung in Betracht. Weltweit entspricht das einer Zahl von 600 Millionen Hörgerätekandidaten! Wegen der zunehmenden Lebenserwartung und des geänderten Freizeitverhaltens (intensiver Musikgenuß,

zunehmende Motorisierung etc.) ist die Zahl der Menschen, die unter versorgungsbedürftigen Hörproblemen leiden, sogar im Steigen begriffen. Das heißt, in Zukunft werden also noch mehr Menschen auf die Hilfe von Hörgeräten und anderen technischen Hörhilfen angewiesen sein!

Nun werden Sie diese Zahlen durch die eigene Anschauung in Ihrem Umfeld kaum bestätigt finden, denn tatsächlich besitzen lediglich 2,5 bis 3 Millionen Deutsche Hörgeräte, die zudem nicht immer so konsequent getragen werden, wie es sein sollte. Woher rührt also diese auffällige Diskrepanz zwischen Prognose und Realität? Primär ist dieses Defizit wohl auf das Stigma zurückzuführen, das den Bereichen Schwerhörigkeit und Hörgeräteversorgung in unserer Gesellschaft bedauerlicherweise noch immer anhaftet. Zwar kann diese Negativeinstellung durch Aufklärung und Information langsam zurückgedrängt werden, aber die unzutreffende Vorstellung, Schwerhörigkeit sei zwangsläufig mit Alter oder gar Intelligenzmangel verbunden – schließlich handelt es sich bei den Begriffen *tumb, taub, dumm* um den gleichen Wortstamm –, sitzt leider noch sehr tief in den Köpfen unserer Patienten. Auch scheinbar vorurteilsfreie Menschen sind oft nicht ganz frei davon. Das werden Sie eventuell bestätigen können, wenn Sie sich hypothetisch selbst einmal mit der Notwendigkeit einer Hörgeräteversorgung konfrontieren. So überrascht es nicht, daß kaum eine unserer Patientinnen oder Patienten aus eigener Motivation zur Hörgeräteversorgung drängt. Im Gegenteil: Nicht wenige Patienten stellen sich erst auf Veranlassung oder gar (sanften) Druck ihrer Familie zur Abklärung ihres Hörvermögens vor. Dabei möchten sich die Patienten am liebsten bestätigen lassen, daß ihre Hör- und Kommunikationsfähigkeit noch voll ausreichend sei. Jeder andere Rat wird nur ungern akzeptiert – häufig sogar verdrängt.

Zum anderen ist das evidente Versorgungsdefizit auch darauf zurückzuführen, daß eine Hörgeräteversorgung in erster Linie für Patienten mit Innenohrschwerhörigkeiten in Frage kommt, die selbst mit modernsten Hörgeräten nur bedingt kompensiert werden können. Es handelt sich um komplexe Hörstörungen, die durch Funktionsausfälle der Sinneszellen in der Hörschnecke gekennzeichnet sind. Die haben zur Folge, daß die Betroffenen nicht nur zu leise, sondern in starkem Maße auch verzerrt und unverständlich hören. Außerdem leiden die Patienten mit innenohrbedingten Hörstörungen unter einem besonderen Phänomen, das man als Lautheitsausgleich (*Recruitment*) bezeichnet und das sich dadurch äußert, daß leise Schallereignisse nicht wahrgenommen werden, mäßig lauter Schall aber bereits als unangenehm laut empfunden wird. Die damit verbundenen Kommunikationsstörungen treten speziell in geräuschbelasteten Hörsituationen und in der Gruppenkonversation auf. Insbesondere Schwerhörige, die die Indikationsgrenze für Hörgeräte nur knapp überschritten haben und die in ruhigen Hörsituationen noch gut kommunizieren können, klagen besonders über Verstehensprobleme im Störschall und bei mehreren Gesprächspartnern. Und speziell diese weitverbreiteten Kommunikationsprobleme können auch unter Einsatz modernster Hörgerätetechnologie nur partiell ausgeglichen werden. Hinzu kommt, daß die bestmögliche Kompensation ausschließlich bei Erhalt oder durch Wiederherstellung des *binauralen Gehörs* gelingt, was in aller Regel eine beidohrige Hörgeräteversorgung erfordert. Das wiederum wird von den Patienten als besondere Stigmatisierung empfunden.

### **Audiometerentwicklung**

Nachdem damit bereits die Möglichkeiten und Grenzen der modernen Hörgerätetechnologie angesprochen wurden, stellt sich die

Frage nach dem Entwicklungsstand auf dem Sektor hördiagnostischer Methoden. Kam man in der Gehördiagnostik noch bis weit ins zwanzigste Jahrhundert mit Stimmgabeln und anderen mechanischen Tonerzeugern aus, wie z.B. dem Monochord, der Edelmann-Pfeife oder der Galton-Pfeife, so kann die Einführung der ersten elektroakustischen Geräte zur Bestimmung des Hörvermögens für reine Töne (Tonschwellenaudiometer), deren Realisierung in den späten vierziger Jahren von der großen Zahl kriegsbedingter Hörstörungen forciert wurde, als ein wichtiger Meilenstein der modernen Hördiagnostik angesehen werden. Das war der Anfang einer rasanten Entwicklung, deren weiterer Verlauf derzeit kaum absehbar ist.

Neben der Möglichkeit, das Sprachgehör unter verschiedenen akustischen Bedingungen (mit und ohne Störschall) und mit verschiedenen standardisierten Sprachtests systematisch prüfen zu können, ist man heute in der Lage, die Mittelohrfunktion (Impedanzmessung) und die Integrität des Innenohres (Registrierung otoakustischer Emissionen, Ableitung von Cochleapotentiale) objektiv zu erfassen. Zudem kann man zur Funktionsprüfung des auditorischen Systems auf verschiedenen Ebenen der aufsteigenden Hörbahn akustisch evozierte elektrische Potentiale ableiten. Dabei haben insbesondere die im Hirnstamm generierten frühen akustischen Potentiale unter dem Aspekt der Früherkennung kindlicher Hörstörungen und zum Ausschluß von Hörbahntumoren besondere Bedeutung erlangt. Die Abbildung 1 verdeutlicht an Hand eines Vergleichs einer Stimmgabel (Pfeil) mit unserer computergesteuerten Untersuchungseinheit zur Ableitung akustisch evozierter Potentiale (ERA: *Evoked Response Audiometry*), daß der Gewinn an diagnostischem Potential trotz des Einsatzes moderner Mikrotechnologie mit einem entsprechenden Größenzuwachs verbunden ist.



Abbildung 1: Computergesteuerte Untersuchungseinheit zur Ableitung akustisch evozierter Potentiale. Im Größenvergleich dazu eine Stimmgabel (Pfeil) für Diagnosezwecke – ein scheinbar archaisches Instrument, das auch heute noch unverzichtbare Dienste in der Hördiagnostik leistet.



Obwohl bereits heute sämtliche audiometrischen Untersuchungseinheiten, die im Funktionsbereich Audiologie der JLU Gießen genutzt werden, ausschließlich computergestützt betrieben werden, sind speziell in dieser Richtung weitere innovative Impulse zu erwarten. So werden einige der Untersuchungsverfahren, wie z. B. die Sprachaudiometrie oder die Lautstärkeskalierung zur Bestimmung der individuellen Hördynamik, in absehbarer Zeit in adaptiver Weise computergesteuert durchgeführt werden. Diesbezüglich ermutigende Forschungsergebnisse liegen bereits vor. Von einem pegeladaptiven Prozedere ist eine höhere Zuverlässigkeit bei geringerem Zeitbedarf zu erwarten. Einen weiteren Innovationsschub verspricht ein von der Europäischen Union gefördertes Verbundforschungsvorhaben unter der Bezeichnung NATASHA (*Network and Tools*

*for the Assessment of Speech/Language and Hearing Ability*), an dem auch die Gießener Audiologie aktiv beteiligt ist. NATASHA soll die Voraussetzungen für die Entwicklung und europaweite Erprobung einer universellen audiologischen Untersuchungseinheit schaffen, auf der eine Vielzahl audiometrischer Tests in flexibler Form durchgeführt werden können. Die Realisation dieser Untersuchungseinheit ist in einem Nachfolgeprojekt unter dem Acronym CARDAMIA (*Clinical and Research Devices and Methods in Audiology*) geplant, dessen Förderungszusage allerdings noch aussteht.

### Hörgeräteentwicklung

Wie in Abbildung 2 dargestellt ist, beobachtet man dagegen auf dem Hörgerätesektor eine geradezu gegenläufige Entwicklung:

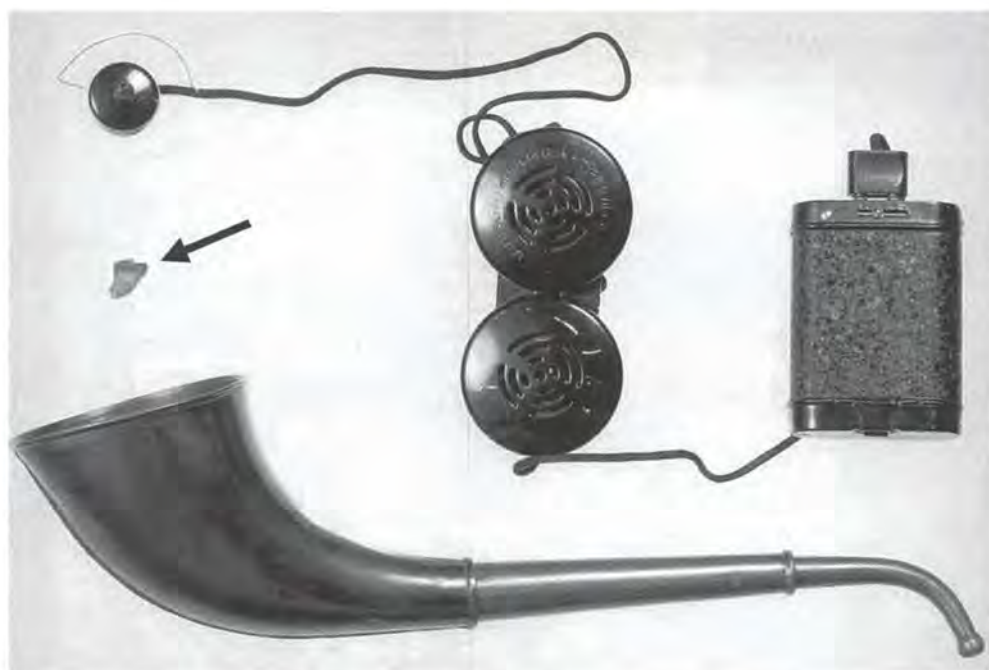


Abbildung 2: Aktuelles, volldigitales Hörgerät (Pfeil), das im Gehörgang getragen werden kann. Im Vergleich dazu ein Kohlemikrofonhörgerät aus dem Jahre 1914 sowie ein Hörrohr, dessen Verstärkungswirkung ausschließlich auf mechanischen Effekten beruht (Siemens-Pressfoto).



Neben dem Hörrohr und dem alten Kohlemikrofonhörgerät aus dem Jahr 1914 ist das moderne, volldigitale Gehörgangsggerät (Pfeil) kaum erkennbar. Hörgeräte sind also im Verlauf dieses Jahrhunderts immer kleiner geworden, und deren Leistungsvermögen hat dabei enorm zugenommen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bediente sich der Mensch ausschließlich mechanischer Hörhilfen. So ist überliefert, der römische Konsul in Kleinasien, Flavius Arrianus (ca. 95–175 n. Chr.), habe regelmäßig die rechte Hand hinter das Ohr gelegt, um seine Gesprächspartner besser verstehen zu können. Neben dieser ältesten und auch heute noch sehr gebräuchlichen Hörhilfe – Fotos von Politikern und anderen Prominenten belegen dies – benutzte man über viele Jahrhunderte Hörrohre, Hörfächer, Hörschläuche und andere sinnreiche Konstruktionen. Da offenbar schon damals die Benutzung von Hörhilfen wenig populär war, wurden diese häufig sehr raffiniert gestaltet, um ihren eigentlichen Zweck zu verschleiern. Ein interessantes Beispiel dieser Art ist der Hörthron, den sich der portugiesische König Juan VI. 1819 von der Londoner Firma F. C. Rein & Son anfertigen ließ.

Die Wirkung aller dieser mechanischen Hörhilfen basiert auf der Flächenreduktion von Schalleintritts- zu Schallaustrittsöffnung, der Verstärkung durch Resonanzeffekte und gegebenenfalls auf den Vorteilen der Distanzverkürzung durch Naheinsprache. Ludwig van Beethoven (1770–1827), der bekanntermaßen im Alter extrem schwerhörig geworden war, war wohl einer der prominentesten Nutzer solcher Hörrohre. Einige Exemplare der Beethoven'schen Kollektion von Hörrohren sind im Beethoven-Haus in Bonn ausgestellt. Neben anderen Konstrukteuren konsultierte van Beethoven den Erfinder des Metronoms, Johann Nepomuk Mälzel (1772–1838), der eigens für den Komponisten ein Hörrohr geschaffen hat, das übrigens noch heute in Wien be-

sichtigt werden kann. Der Überlieferung nach war van Beethoven aber auch mit dieser Sonderanfertigung nicht sonderlich glücklich, was angesichts seines Anspruchs an sein Gehör und bei der extremen Hörstörung, unter der er gelitten haben muß, rückblickend kaum überraschen kann.

Durch die Erfindung des Telefons zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Erfindergeist auch im Hinblick auf die Entwicklung elektrischer Hörhilfen beflügelt, heute würde man das als Spin-Off der Telefonentwicklung bezeichnen. So soll die englische Königin bereits in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts über ein elektrisches Hörgerät verfügt haben, das mehrere Kilogramm wog, stationär aufgestellt werden mußte und das über eine Kabelverbindung mit einem Mikrofon für den Sprecher und einem Hörer für die schwerhörige Königin verbunden war.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts kamen dann die ersten elektronischen Hörgeräte auf der Basis von Röhrenverstärkern auf den Markt, bis sich Ende der vierziger Jahre der nächste Technologiesprung, ausgelöst durch die Erfindung des Transistors, vollzog. Dadurch war die Fertigung von kompakten Taschengeräten möglich geworden, die verhältnismäßig diskret unter der Kleidung getragen werden konnten, allerdings noch über eine Kabelverbindung mit dem Ohrhörer – dem bekannten „Knopf im Ohr“ – verbunden sein mußten. Die weitere Miniaturisierung ermöglichte schon in den fünfziger Jahren die Entwicklung kopfgetragener Hörgeräte. Damit konnte erstmals der Vorzug der kopfbezogenen Schallaufnahme genutzt werden, denn bis dahin war bei Taschengeräten das Mikrofon im Gehäuse unter der Kleidung plazierte, was erhebliche Nachteile mit sich brachte.

Bereits in den siebziger Jahren wurden Versuche unternommen, Hörgeräte zu realisieren, die im Gehörgang zu tragen sind. Offenbar waren diese Vorläufer heutiger Im-Ohr-Hörgeräte kosmetisch und technisch noch so

wenig überzeugend, daß der endgültige Durchbruch der Im-Ohr-Technologie noch ein weiteres Jahrzehnt auf sich warten ließ. Heute können Gehörgangsgeräte (Abbildung 2) bereits so klein gefertigt werden, daß die Geräte im getragenen Zustand kaum mehr sichtbar sind und wegen des tiefen Sitzes im Gehörgang über keine manuellen Bedienungselemente verfügen. Voraussetzung ist ein ausreichend großer Gehörgang und eine Hörstörung, die keine extreme Verstärkung erfordert, da es andernfalls zum störenden Rückkopplungspfeifen kommt.

Parallel zur hier dargestellten Miniaturisierung ist die Signalverarbeitung im Hörgerät, die für eine adäquate Verstärkung und Formung des Eingangssignals sorgt, um Klassen aufwendiger und leistungsfähiger geworden. Aktueller Höhepunkt, aber zweifellos nicht Endpunkt dieser Entwicklung sind die aktuellen Hörgeräte mit digitaler Signalverarbeitung, die noch individueller an die Hörstörung des Nutzers angepaßt werden können und die durch raffinierte technologische Lösungen im Hard- und Softwarebereich eine zunehmend bessere Kommunikation auch unter ungünstigen akustischen Bedingungen, wie bei Nebengeräuschen, Nachhall oder in der Gruppenkonversation, ermöglichen.

### Was tun bei Hörproblemen?

Neben dem sinnvollen Einsatz innovativer Technik ist es unumgänglich, daß einige simple Grundsätze beachtet werden. Andernfalls können die Vorzüge moderner Hörgerätektechnologie nicht im vollen Umfang ausgeschöpft werden. Hier also ein kleiner Ratgeber für (potentielle) Hörgeräteträger:

- Hörgeräteversorgungen dürfen bei gebener Indikation nicht verzögert werden, denn nur eine frühzeitige Versorgung bietet die Chance der schnelleren und besseren Akzeptanz und wirkt Entwöhnungerscheinungen entgegen.

- Bei beidohriger, interventionsbedürftiger Hörstörung ist in aller Regel beidohrig zu versorgen. Das gilt speziell für gering- bis mittelgradig Schwerhörige, die in erster Linie über Verstehensprobleme im Störschall klagen (Gesellschaftsschwerhörigkeit), denn dieses Problem kann ausschließlich durch adäquate Wiederherstellung des *beidohrigen* Hörens angegangen werden.
- In der Anfangsphase nach der Hörgeräteversorgung soll die Tragedauer schrittweise gesteigert werden, wobei dem Hörgeräteträger bewußt sein muß, daß die Gewöhnung an die veränderte akustische Wiedergabe ein hohes Maß an Geduld und Beharrlichkeit erfordert.
- Nach der Eingewöhnungsphase sollen die Hörgeräte regelmäßig, möglichst ganztägig, getragen werden, mindestens 6 bis 8 Stunden am Tag. Denn nur durch „Training“ des Gehirns wird aus besserem Hören, was Hörgeräte sofort leisten können, schrittweise auch ein besseres Sprachverstehen.
- Hörgeräteträger sollten sich möglichst offen zu ihren Hörgeräten bekennen und sich nicht auf ein lebenslanges Versteckspiel einlassen.
- Den Betroffenen muß eine realistische Vorstellung vom möglichen Versorgungserfolg vermittelt werden. Insbesondere wirken abwertende Äußerungen wie auch überzogene Prognosen kontraproduktiv bzw. erwecken falsche Hoffnungen.

### Aus- und Einblicke

Die kontinuierliche Weiterentwicklung der audilogischen Diagnostik sowie der Hörgerätektechnologie eröffnet Menschen, die unter Hörproblemen leiden, verbesserte Möglichkeiten der Hilfe. Das hat die Vergangenheit eindrucksvoll bewiesen und das wird auch in Zukunft zu erwarten sein. Damit können den Schwerhörigen zuneh-

mend bessere Versorgungserfolge in Aussicht gestellt werden, aber ein natürliches Hören und Verstehen in allen Lebenslagen wird auch unter Einsatz aufwendigster Technologie ein schwer erreichbares Ziel bleiben.

Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen einige neue Einblicke in unser Fachgebiet eröffnen und Ihnen eine Vorstellung vermitteln konnte, womit sich die klinische Audiologie konkret beschäftigt, woher sie kommt und wohin sie sich entwickelt. Sie werden auch verstanden haben, daß wir nicht für eine kleine Randgruppe von betroffenen Menschen arbeiten, sondern daß wir uns mit der Diagnostik und Therapie von Hörproblemen befassen, die zwar oft verdrängt werden,

aber sehr verbreitet sind und uns alle betreffen können: statistisch gesehen hat immerhin jeder sechste von Ihnen eine nicht unerhebliche Hörstörung. Hinzu kommt, daß die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von Hörproblemen auf Grund der Veränderungen unserer Lebensführung und der wachsenden Lebenserwartung erwiesenermaßen zunimmt. Ich hoffe also und wünsche, daß Ihre gute Stimmung durch diese unerfreulichen Aussichten nicht getrübt wird und Ihnen das (gute) *Hören* und – mit Blick auf den Besuch in unseren neuen Räumen und der begleitenden Gemäldeausstellung mit Werken der Wetzlarer Künstlerin Inge Schmidt – auch das (gute) *Sehen* nicht vergangen sein möge.

***In Forschung und Qualitätssicherung  
ist man auf exakte, reproduzierbare  
Meßergebnisse angewiesen.***

Die elektronischen  
Labor- und Analysenwaagen  
und analytischen Instrumente von  
METTLER TOLEDO  
erfüllen diese Anforderungen.  
Die Meßdaten können über  
Datenschnittstellen  
an übergeordnete Systeme  
und Drucker  
zur Weiterverarbeitung  
– auch nach GLP-Grundsätzen –  
gegeben werden.

***Mehr wissen durch Wägen und Messen.***



**METTLER TOLEDO**

Mettler-Toledo GmbH  
Ockerweg 3  
35396 Gießen  
Telefon 06 41/50 70

**Jost Benedum**

## **Aus der Geschichte der Laryngologie\***



Eingangsportal der Universitätsklinik für Ohren-, Nasen- und Halskranke vom Jahr 1913

Ich möchte nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern angesichts des Kennzeichens „Universitätsklinik für Ohren-, Nasen- und Halskranke“ – auch wenn da rechts die moderne Bezeichnung „Universitäts-Hals-Nasen- und Ohrenklinik“ in anderer Reihenfolge steht – [Abb.] einige Bemerkungen zu den genannten drei Fächern machen. Die Bezeichnung HNO läßt dabei schon den heterogenen Ursprung der Teilgebiete erahnen. Bis heute hat sich keine gefälligere Gesamtbezeichnung finden lassen. Im übrigen: Marburg und Gießen, mit denen Frau Professor GLANZ eng verbunden ist, stehen an der Spitze der deutschsprachigen Universitäten: Vor Wien, Berlin und München! Gießen ist eine altherwürdige Forschungsstätte der Otolaryngologie! Dies sei jenen Reißbrettstrategen unter den Wissenschaftsplanern ins Stammbuch geschrieben, die dieses Fachgebiet hier am Ort auslöschen wollten oder noch wollen. Die Verbindung der drei Teilfächer beruht nicht auf Gemeinsamkeiten in Pathologie, Ätiologie oder Symptomatologie der von ihnen behandelten Krankheiten. Gemeinsam ist diesen typischen Organspezialitäten lediglich das Arbeiten in schwer zugänglichen, engen und dunklen Räumen sowie die Technik des reflektierten Lichtes. Dabei sei daran erinnert, daß die Oto-Rhino-Laryngologie als ein organologisch abgegrenztes Fach die Fürsorge für vier wichtige Sinnesorgane wahrnimmt: das Ohr, das Gleichgewichts-, das Geruchs- und das Geschmacksorgan. Lebensentscheidende Funktionskomplexe wie die freie Atempassage und der Schluckmechanismus liegen in ihrer Obhut. Dennoch war die Wertschätzung und Einordnung des Faches in bestehende Fakultäten lange Zeit umstritten. So glaubte einst auch die Gießener Medizinische Fakultät, daß „bei Prüfung

\* Der Vortrag ist mit zahlreichen Lichtbildern konzipiert und am 15. 7. 1999 anläßlich des Kurses für Laryngologie und Phonochirurgie gehalten worden. Es wird um Verständnis gebeten, daß ohne die Bildaussage Lücken entstehen und Bezüge verloren gehen müssen.

der Frage erhebliche Zweifel darüber auftauchen, ob es sich empfiehlt, für ein Nebenfach, wie es die HNO darstellt, überhaupt das außeretatsmäßige Ordinariat zu beantragen.“ Doch die zeitlich etwa parallel verlaufene Entwicklung von Otologie und Laryngologie hat schließlich zur Harmonie geführt, nicht eigentlich zur Verschmelzung der im Grunde unvereinbaren Fächer.

Grenzstreitigkeiten nach außen hat es nicht gegeben. So sind Ösophagoskopie und Bronchoskopie von Laryngologen entwickelt worden, aber den Thoraxchirurgen zugute gekommen. Auch ressortiert die Schilddrüsenchirurgie nicht etwa zum „Hals“, sondern ist unverändert den Chirurgen geblieben. Die Tradition hat stabile Abgrenzungen herbeigeführt.

Innerhalb des heutigen Gesamtfaches hat es dagegen Auseinandersetzungen gegeben. Denn die Otologie war ein Abkömmling der Chirurgie, die Laryngologie ein Kind der Inneren Medizin. Der Kehlkopfspiegelkurs war ebenso ein fester Bestandteil der klinischen Propädeutik wie der Auskultations- und Perkussionskurs und gehörte ganz zur Medizinischen Klinik bzw. Poliklinik. Dies hat historische Gründe: Hatten doch die Internisten die Diagnostik der Kehlkopfveränderungen ausgebaut. Die Rhinologen wurden dagegen ganz von den Otologen und Laryngologen beansprucht. Sie, die Rhinologen, wurden so

#### Vereinigung von Otologie und Laryngologie

Breslau	(1872)	Halle	1911
Bern	(1885)	Erlangen	1911
Basel	(1888)	Straßburg	1911
Marburg	1890	Tübingen	1914
Rostock	1891	Königsberg	1919
Gießen	1901	Freiburg	1919
Bonn	1903	Würzburg	1919
Göttingen	1907	Wien	1919
Heidelberg	1908	Berlin	1922
Zürich	1908	Frankfurt	1929
Greifswald	1909	München	1934

Klammern = Vertretung ohne amtlichen Lehrauftrag

zum Zankapfel und buchstäblichen Bindeglied in der schließlich vereinigten „Oto-Rhino-Laryngologie“. Der Kampf läßt sich ablesen an den Bezeichnungen einzelner Kliniken. Gießen ist dafür ein Musterbeispiel. So sprach man einst pointiert von „Otorhinologie“ und „Rhinolaryngologie“. Einig war man sich nur darin, daß ein alleiniger Rhinologe keine Existenzberechtigung habe. Soweit die Vorbemerkungen. Und nun „medias in res“ gleichsam intra portam.

Lassen Sie mich mit einem der ältesten operativen Eingriffe beginnen, dem Luftröhrenschnitt, der uns bereits im 1550 v. Chr. entstandenen *Papyrus Ebers* begegnet. Dort heißt es:

„Wenn Du einen Tumor in der Kehle triffst, dann sage: Ich werde die Krankheit mit dem Messer behandeln, wobei ich mich vor den Gefäßen in acht nehme.“

Mit der gefährlichsten Komplikation, der Blutung, war man offenbar vertraut. Für die Antike steht fest, daß der Arzt ASKLEPIADES um 100 v. Chr. diese Notoperation sei es als Koniotomie oder Tracheotomie bei Erstickungsgefahr anwendete, denn dort heißt es:

„Asklepiades nimmt bei Kranken, die ganz nahe am Ersticken sind, auch die Laryngotomie vor.“

Trotz warnender Stimmen wird die Koniotomie als Interkrikothyreotomie noch um 650 n. Chr. von dem byzantinischen Arzt PAULOS VON ÄGINA empfohlen. Er schreibt:

„Wir lehnen den Kopf des Patienten zurück, damit die Luftröhre sichtbar wird, und machen einen Querschnitt zwischen zwei Ringen, so daß nicht der Knorpel, sondern die Haut durchschnitten wird, um der Erstickungsgefahr vorzubeugen.“

Diese quere Eröffnung, bei der das Ligamentum conicum durchtrennt wird, sollte sich bis in die Moderne hinein halten.

Für die blut- und messerscheue arabische Medizin ist es charakteristisch, daß über die Tracheotomie nur diskutiert wurde. Es ist aber bemerkenswert, daß AVICENNA um 1000 n. Chr. erstmals die endotracheale Intubation anführt:

„Und wenn eine Kanüle aus Gold, Silber oder vergleichbarem Material in die Kehle eingeführt wird, dann erleichtert das die Atmung.“

Für das lateinische Mittelalter, das sich immerhin an die Exzision von Hämorrhoiden, an die Entfernung von Nasenpolypen und an den Stich des grauen Stars heranwagte, muß offen bleiben, ob man die Tracheotomie ausgeübt hat. Die Abbildung bei Roland von Parma aus der Zeit um 1300 n. Chr. kann nicht mit Sicherheit als Luftröhrenschnitt gedeutet werden.

Für die Renaissance steht fest, daß in der 1543 erschienenen *Fabrica* von ANDREAS VESAL Putten am lebenden und gefesselten Schwein einen Luftröhrenschnitt üben. Die Szene ist in der Initiale des Buchstabens Q wiedergegeben.

Über diese Tierversuche hinaus ist die Laryngotomie insbesondere von JULIUS CASERIO in seiner Schrift *Über das Stimmorgan* von 1600 erläutert und auch abgebildet worden. Stellt man die von dem Ulmer Stadtarzt JOHANNES SCULTETUS im *Armamentarium chirurgicum* von 1666 wiedergegebene Abbildung daneben, erkennt man die Abhängigkeit: Mit dem Skalpell wird der Hautschnitt vertikal geführt und mit dem Haken die Trachea freigelegt und horizontal gespalten. Nach der Blutstillung mit dem Schwamm wird die gebogene und multipel perforierte Silberkanüle eingelegt und mit den Fäden festgebunden. Modifikationen betrafen die Einführung von Trokaren und Bronchotomen z. B. durch den deutschen Chirurgen LORENZ HEISTER im Jahre 1718. Er war es auch, der in Ablösung der alten Begriffe „Bronchotomie“ und „Laryngotomie“ den Ausdruck „Tracheotomie“ prägte und den Längsschnitt in die Trachea einführte.

Unter den zahlreichen Autoren des 18. Jahrhunderts ragt der französische Chirurg PIERRE DIONIS hervor, der in seinem erstmals 1707 herausgegebenen *Cours d'opérations de chirurgie* das Instrumentarium für eine Tracheotomie vor Augen führt und betont,



sie wirke so schnell wie ein Wunder („si prompt qu'il paroît un miracle“). Den Schnitt legt er quer „entre deux anneaux de la trachée.“ Dasselbe bietet MICHAEL BERNHARD EDLER VON VALENTINI, dessen Porträt heute in der Gießener Professorengalerie hängt. Er zeigt in seiner *Medicina nov-anti-qua* von 1713 den Luftröhrenschnitt von vorn und von der Seite. Er war wegen eines Schleimpfropfes, der den Weg verlegte, erfolgt. Damit haben wir die erste Gießener Tracheotomie von 1713. Dieser VALENTINI, der dreimal Rektor der Universität und zwölfmal Dekan der Medizinischen Fakultät Gießen war, hat in seiner 1715 erschienenen *Praxis medicinae infallibilis* auch eine Tonsillektomie mit einem eigens dazu konstruierten Tonsillektom abgebildet.

Da gerade von Gießen die Rede ist, sei erwähnt, daß der Gießener Chirurg ADOLPH WERNHER 1853 eine Dissertation *Über fremde Körper in den Luftwegen* anfertigen ließ mit dem Ergebnis, daß die herkömmlichen Expektorantien wie Husten- und Nießmittel nichts bewirkten, sondern tracheotomiert werden müsse. Wenig bekannt ist ferner, daß der Begründer des Klinikums, der Internist FRANZ RIEGEL sich vielfach mit Erkrankungen des Kehlkopfes beschäftigt hat. So hat er 1872 noch als Würzburger Privatdozent *Über die Lähmung der Glottiserweiterer* und 1881 als Direktor der Gießener Medizinischen Klinik *Zur Lehre von den Motilitätsneurosen des Kehlkopfes* geschrieben, wobei er bereits zwischen hypo- und hyperkinetischen Störungen unterschieden hat. Nicht zuletzt ist hier auch der Gießener Chirurg HEINRICH BOSE zu nennen, der viel zum Thema Tracheotomie gearbeitet hat. Sein Name war nicht nur mit dem „Bose-Haken- und Sperrelevator“ verbunden, sondern er hat auch ein *Chirurgisches Tagebuch* aus der Zeit zwischen 1878 und 1884 hinterlassen, das jedoch wegen seiner Abfassung in der Gabelsberger-Kurzschrift heute nur mehr schwer dechiffrierbar ist. Zu solcher

laryngologischen Tätigkeit war Bose bereits 1865 durch seinen chirurgischen Lehrer WERNHER angeregt worden, der ihm das Promotionsthema *Die Verengerung und Verschließung des Kehlkopfes, als Complication weiter abwärts gelegener Luftfisteln* überlassen hatte. Wen überrascht es daher vor diesem Gießener Hintergrund noch, zu erfahren, daß 1841 von dem ehemaligen Gießener Medizinstudenten FRIEDRICH HOFMANN auch der Reflexspiegel erfunden wurde, der aber noch zwei weitere Male erfunden werden mußte, 1852 durch THEODOR RUETE und 1855 durch ANTON VON TRÖLTSCHE, bis er sich endlich durchsetzte. HOFMANN hatte bei seinem Schwager WILHELM RAU, dem späteren Begründer der ersten Ohrenpoliklinik Europas in Bern, Ohrenheilkunde in Gießen gehört. Seine Bedeutung für dieses Fach wird noch heute durch die Grabinschrift in Burgsteinfurt dokumentiert. Sie lautet:

„Er war ein Freund des Lichts und der Erste, der dasselbe der Diagnostik dienstbar machte.“

Hierher gehört auch FRANZ KUHN, der von 1891–1893 Assistent an der Medizinischen Klinik und von 1894–1897 Assistent an der Chirurgischen Klinik in Gießen war. In diesen Jahren hat er seine Sondierungen des Magen-Darmkanals mit Metallschlauchsonden vorgenommen und damit in Gießen die Vorarbeiten für die anschließende Entwicklung der pernasalen und peroralen Tubage am Elisabeth-Krankenhaus in Kassel durchgeführt. Daß der Name dieses vielseitigen Pioniers auch mit dem Katgut verbunden ist, ist nur Wenigen bekannt.

Doch kehren wir nach diesem Gießener Exkurs zur Tracheotomie zurück. Wie die Abbildungen aus RENÉ-JACQUES-CROISSANT DE GARENTEOT von 1720 und LUDWIG FRIEDRICH VON FRORIEP von 1825 lehren, waren instrumenteller Fortschritt und Operationstechnik erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts so weit vorangeschritten, daß die

Tracheotomie zu einem Routine-Eingriff werden konnte. So war es der Franzose ARMAND TROUSSEAU, der zwischen 1850 und 1858 bei Diphtherie 466 Tracheotomien mit Erfolg durchführte. Die berühmteste Tracheotomie fand jedoch am 9. 2. 1888 in San Remo am deutschen Kronprinzen, dem späteren KAISER FRIEDRICH III., wegen eines Kehlkopfkrebsses statt. Der Operateur war GUSTAV BRAMANN, ein Assistent von ERNST VON BERGMANN in Berlin. Der Kaiser trug während seiner 99tägigen Regierung eine Kanüle, die von seinem Kinnbart verdeckt wurde. Er konnte sich nur noch mittels einer Schreibrtafel verständigen. Der Fall erlangte große Publizität. Ein amtlicher Bericht über die Operation erschien im gleichen Jahr 1888 und als Antwort darauf eine Rechtfertigung von SIR MACKENZIE. Erinnert sei in diesem Zusammenhang daran, daß die erste Totalexstirpation des Kehlkopfes wegen eines ausgedehnten Larynxkarzinoms am 31. 12. 1873 durch THEODOR BILLROTH in Wien erfolgt ist.

Obwohl die Tracheotomie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der häufigsten operativen Eingriffe geworden war, hatte sie mit der von JOSEPH O'DWYER 1885 in New York bei Diphtherie eingesetzten Intubation Konkurrenz bekommen. Dabei wurden Tuben aus Metall oder Hartgummi mittels eines Instrumentes und des tastenden Zeigefingers in den Kehlkopf geführt. Die Alternative erschien günstig, doch kam Skepsis auf, weil der Tubus nur schwierig wieder zu entfernen war und dann doch sekundär eine Tracheotomie durchgeführt werden mußte. Doch auch die Tracheotomie bot Probleme, da es nicht immer gelang, die Kanüle zu entfernen. Dieses „erschwerete Decanülement“ hatte meist seine Ursache in einer Stenose, die besonders nach Intubation und Tracheotomie aufzutreten pflegte. Um die Patienten leichter von der Kanüle zu befreien, wurde dann durch LEOPOLD VON SCHRÖTTER in Wien zu Ende des 19. Jahrhunderts die Bou-

gierungsbehandlung bei Larynx-Stenosen eingeführt und durch seinen Hamburger Schüler ARTHUR THOST zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch besondere Dilatationsverfahren weiter ausgebaut. Im übrigen sei daran erinnert, daß mit Bougierungen, d. h. langsamen Aufdehnungen, bereits gute Erfahrungen aus Gynäkologie und Geburtshilfe z. B. mit den Hegar-Stiften und aus der Urologie mit Bougierungen der Harnröhre vorlagen.

Grundlage für den Routine-Eingriff waren die erzielten anatomischen Kenntnisse und der instrumentelle Fortschritt, wie dies das *Handbuch der Speziellen Chirurgie* von PITHA/BILLROTH aus dem Jahr 1865 verdeutlicht. Dabei hatte ein langer und mühseliger Weg zurückgelegt werden müssen, der – um nur einige Stationen zu nennen – bei HIERONYMUS FABRICIUS AB AQUAPENDENTE im Jahr 1600 und JULIO CASSERIO im Jahr 1627 begonnen hatte. Die dargebotenen Strukturen sind noch grob und wenig detailliert. Es schlossen an der italienische Pathologe GIOVANNI BATTISTA MORGAGNI mit seinen *Adversaria Anatomica* von 1719 und der Franzose JACQUES GAUTIER D'AGOTY von 1745. Es folgten fast zeitgleich Autoren wie der Franzose JEAN BAPTISTE BONHOMME 1748, der Kehlkopfknorpel und -muskulatur näher abbildete, sowie der Engländer BENIGNUS WINSLOW 1752, der neue anatomische Details beisteuerte. Nicht außer acht gelassen sei die 1806 erschienene monumentale Schrift von SAMUEL THOMAS SOEMMERING über das menschliche Organ der Stimme. Er war sehr um eine künstlerisch ansprechende Darstellung bemüht und hat unter anderem versucht, die Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Kehlkopf herauszuarbeiten. Autoren wie FRANZ MERCURIUS VON HELMONT hatten sich dabei schon 1657 im *Alphabetum naturae* mit der Physiologie der Sprache – insbesondere am Beispiel des Hebräischen – und in diesem Zusammenhang mit dem Taubstummen-Unterricht be-

faßt. Autoren wie der Medizinhistoriker HEINRICH HAESER waren 1839 mit Studien über die menschliche Stimme gefolgt. Einen vorläufigen Abschluß bildete die 1871 vorgelegte Schrift von HUBERT VON LUSCHKA über den Kehlkopf, wobei die großen Tafeln vom knorpeligen Kehlkopfgerüst bis hin zur Gefäßversorgung reichen. Das Werk ist ein Klassiker der Anatomie des menschlichen Kehlkopfes. Angemerkt sei, daß VON LUSCHKA in einem bereits 1859 publizierten Aufsatz seine Entdeckung der Cartilagine sesamoideae mitgeteilt hatte, die hier erstmals abgebildet sind.

Entscheidend für Ausbau und Entwicklung der Laryngologie war die Erfindung des Kehlkopfspiegels und damit die Einführung der Laryngoskopie. Es war der in London lebende spanische Gesangspädagoge MANUEL GARCIA, der 1855 seine *Observations on human voice* veröffentlichte, die dann 1878 in Wien mit einem Geleitwort von LEOPOLD VON SCHRÖTTER in deutscher Übersetzung erschienen sind. GARCIA hatte sich intensiv mit der Frage der Stimmbildung beschäftigt und dabei den Wunsch verspürt, die Glottis als Ort der Stimmbildung einmal zu beobachten. Den im September 1854 geglückten Selbstversuch der Kehlkopfspiegelung, bei dem ihm zwei Drittel der Stimmlippen sichtbar wurden, hatte er mit einem Zahnarztspiegel unter Sonnenlicht vorgenommen. Dabei erkennt er das weite Offenstehen der Glottis beim ruhigen Atmen und die schnellen Bewegungen der Aryknorpel, wenn die Glottis zum Singen verengt werden soll. Die Stimme wird danach durch „Compressionen und Expansionen der Luft“ gebildet, welche bei der Passage durch die Glottis entstehen. Wir wissen heute, daß GARCIA Vorläufer hatte und das erste brauchbare Instrument zur Laryngoskopie, das „Glottiskop“, 1829 von dem Engländer BENJAMIN BABINGTON vorgelegt worden ist. Dieses „Glottiskop“ war der erste wirkliche Kehlkopfspiegel im heutigen Sinne. Der Bericht darüber stammt von

PANCONCELLI-CALZIA aus dem Hamburger Phonetischen Labor, erschienen in *Die Medizinische Welt* 9, 1935.

Im weiteren Verlauf hat dann LUDWIG TÜRCK, Primararzt am großen Wiener Allgemeinen Krankenhaus, nach Kehlkopfstudien an Leichen die noch heute gebräuchliche Form des Kehlkopfspiegels am 9. 4. 1858 vor der Wiener Ärztesgesellschaft vorgestellt. Er hatte einen geraden Griff mit Stiel, an dem mit einem Ansatzwinkel von  $120^{\circ}$ – $125^{\circ}$  der Spiegel von unterschiedlicher Größe saß. Hinzu kam ein Zungenhalter mit zwei verschieden großen Blättern. Entscheidend war der von ihm konstruierte Beleuchtungsapparat, mit dessen Hilfe die Untersuchung bei reflektiertem Sonnenlicht, gerader Kopfhaltung und horizontal einfallenden Strahlen erfolgen konnte. Instrumente wie Kehlkopfpinsel und Schwammspritze oder Lapisträger, Kehlkopfpinzette und -messer gehörten zur Ausstattung dazu. Die 1860 erschienene *Praktische Anleitung zur Laryngoskopie* und die ebenfalls in Wien 1866 erschienene *Klinik der Krankheiten des Kehlkopfes und der Luftröhre nebst einer Anleitung zum Gebrauche des Kehlkopfrachenspiegels* bildeten die beiden wesentlichen Monographien, die seinen Ruhm begründeten.

Aber da ist neben TÜRCK noch ein anderer Wiener Forscher zu nennen: JOHANN NEPOMUK CZERMAK, der sich mit Arbeiten zur Bildung von Stimme und Sprache befaßte. CZERMAK war der Kehlkopfspiegel von TÜRCK bekannt geworden, und er hatte dabei sofort erkannt, daß man statt des Sonnenlichts künstliches Licht anwenden müsse. Nach anfänglichen einfachen Autolaryngoskopien gelangte er mit Hilfe eines durchbohrten konvexen Augenspiegels zur Selbst- und gleichzeitigen Fremdbeobachtung des Kehlkopfes. Der dafür konstruierte Apparat war einfach, und die im Laufe der Zeit entwickelten Kehlkopfspiegel lehnten sich letztlich an die von TÜRCK verwendeten

Spiegel an. Es war CZERMAK, der erstmals den Gedanken hatte, die Spiegelfläche im Rachen nach oben zu kehren und damit zur hinteren Rhinoskopie zu gelangen, als deren Begründer er gilt. Die Ergebnisse seiner Laryngoskopien hat er mit den Abbildungen eines männlichen Kehlkopfes und seines eigenen Stimmorgans während verschiedener physiologischer Zustände festgehalten. Die entsprechende Publikation *Der Kehlkopfspiegel und seine Verwerthung für Physiologie und Medizin* ist 1859 erschienen und zeigt Czermak bei der Laryngoskopie mit einem an einem Stiel zwischen den Zähnen festgehaltenen Konvexspiegel. Es war ebenfalls CZERMAK, der als erster Sondierungen, Kauterisierungen und Ätzungen der Stimmlippen vorgenommen und auch Kehlkopfpolyphen von oben her abgetragen hat. Frühe Vorläufer der Phoniatrie treten vereinzelt schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf, so z. B. MAX BRESGEN mit seinem Vortrag *Das menschliche Stimm- und Sprach-Organ* von 1879, worin an eine Aufzeichnung von Sprachmelodie und Sprachdynamik gedacht wird. Doch waren es letztlich erst HERMANN GUTZMANN in Berlin, JULIUS BERENDES in Marburg und ELIMAR SCHÖNHÄRL in Erlangen, die in unserer Zeit phoniatische Institutionen gegründet haben. Im Gefolge ist dann auch die Laryngo-Stroboskopie aufgekommen. Doch sind wir damit bereits in der Gegenwart.

Lassen Sie mich am Ende auf Gießen zurückkommen und eine hier entstandene Entwicklung ansprechen. Bereits 1890 hatte JOHANN SCHNITZLER in Wien das von ROBERT KOCH entwickelte Tuberkulin bei Kehlkopftuberkulose angewendet. Die Ergebnisse sind im 1895 erschienenen *Klinischen Atlas der Laryngologie nebst Anleitung zur Diagnose und Therapie der Krankheiten des Kehlkopfes und der Luft-röhre* niedergelegt. Im Ersten Weltkrieg und in den Wirren der Nachkriegszeit hatte CARL VON EICKEN in Gießen bereits eine

Heilanstalt für Kehlkopftuberkulose-Kranke gefordert. Doch VON EICKEN, der ebenfalls Verfasser eines 1951 erschienenen *Atlas der Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten* ist, wechselte 1922 nach Berlin. Der Plan zur Schaffung einer Heilstätte für Tuberkulose der oberen Luftwege wurde daher 1924 unter ALFRED BRÜGGEMANN erneut aufgegriffen, und 1927 war die Bausumme sichergestellt. Zehntausend Quadratmeter Baugelände waren vorhanden, und am 1. Mai 1928 wurde der Bau begonnen und am 5. April 1930 die „Heilstätte Seltersberg für Tuberkulose der oberen Luftwege in Gießen“ eingeweiht. Am Tag der Einweihung war von einem „Haus der Heilung“ und einer „Burg der Wissenschaft“ die Rede, und VON EICKEN und BRÜGGEMANN waren anwesend.

Sie war mit rund 100 Betten die erste ihrer Art in Deutschland und wegen der Erforschung und Behandlung der Tuberkulose der oberen Luftwege, d. h. der Kehlkopftuberkulose, ohne Vernachlässigung der Lungentuberkulose dem jeweiligen Direktor der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik unterstellt. Dies galt anfänglich auch noch für GERHARD EIGLER, der 1951 nach Gießen berufen wurde und ebenfalls ein Lehrbuch über *Ohren-, Nasen-, Rachen- und Kehlkopfkrankheiten* hinterlassen hat. Doch sollte die „Heilstätte Seltersberg“ ab 1948 wegen der aufkommenden tuberkulostatischen Therapie ihre ursprüngliche Bedeutung für die Laryngologie verlieren und zu einer allgemeinen pulmonologischen Klinik werden. EIGLERS Nachfolger, Herrn Professor FLEISCHER, brauche ich hier nicht zu zeigen, weil er unter uns ist. Der Vollständigkeit halber sei aber gesagt, daß auch er eine *Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde für Krankenpflegetberufe* verfaßt und sich als Mitautor der *Akademischen Lehrstätten und Lehrer der Oto-Rhino-Laryngologie in Deutschland im 20. Jahrhundert*, 1996, große Verdienste erworben hat.



## **Elterneinfluß auf die Berufswahl**

In diesem Beitrag möchte ich den Einfluß der Eltern auf die Berufswahl zum Gegenstand einer Befragung machen, weil deren Einfluß einerseits unzweifelhaft wirksam ist, andererseits aber in der Breite und Tiefe kaum bisher gemessen wurde. Im Gegensatz dazu lassen sich die Wirkungen von Unterricht und Berufsberatung zumindest qualifizieren.

Eine Untersuchung des Einflusses der Eltern auf die Berufswahl ihrer Kinder sollte sowohl Eltern als auch Kinder in das Forschungsvorhaben einbeziehen. Dabei muß dem prozeßhaften Charakter dieses Vorgangs Rechnung getragen werden. Familieneinfluß kann nicht direkt gemessen werden, sondern muß im Analogieverfahren erschlossen werden, um die „atmosphärische Dimension“ zu erfassen.

Bevor ich das Ergebnis der Befragung vorstelle, möchte ich einige Anmerkungen zur Berufswahl machen.

Die Berufswahl ist Teil des Sozialisationsprozesses. Es gibt zahlreiche empirische Untersuchungen, die einen Zusammenhang zwischen familialer Sozialisation und Berufswahl nachgewiesen haben. Allerdings sind detaillierte Aussagen über den Zusammenhang zwischen Elterneinfluß und Berufswahl kaum vorhanden. Es lassen sich aber ein paar Grundlinien bestimmen:

- Die Kenntnisse und Vorstellungen, die Eltern von der Berufswahl haben, beeinflussen stark die Kenntnisse und Informationen der Kinder.
- Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern beeinflussen (größtenteils unbewußt) die Berufswahl. So können z.B. nicht realisierte Berufswünsche der Eltern auf die Kinder projiziert werden.

Es gibt also generell bewußte und unbewußte Einflußnahmen der Eltern auf die Kinder. Das heißt, daß der Kenntnisstand der Eltern über die Berufswelt ebenso wie die Gestalt der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern für die Berufswahl von Bedeutung ist. Daß dabei die Lebenslage der Eltern in ihrem eigenen Beruf und in ihrer Erfahrung des schnellen Wandels der Gesellschaft eine große Rolle spielen, dürfte klar sein. Auf der anderen Seite ist in dem Entscheidungsprozeß, der zur Berufswahl führt, selbstverständlich auch bei den Jugendlichen ein bewußter und ein unbewußter Anteil zu diagnostizieren: Die Berufsentscheidung wird sich zusammensetzen aus bewußten Kenntnissen über die Berufswahl und emotionalen, z.T. unbewußten Wünschen, Abwehren und Projektionen.

Der Eltern- und Familieneinfluß scheint von überragender Bedeutung zu sein, Untersuchungen darüber, wie sich dieser Einfluß gestaltet, wie weitreichend er tatsächlich ist, liegen nur ansatzweise vor. Es bleibt – auch nach diesbezüglichen Untersuchungen – unklar, welchen Bedingungen und welchem Ausmaß an familialer Beeinflussung der Jugendliche bei der eigenen Berufswahl unterliegt.

In einer Berufsschülerbefragung in Gießen 1996<sup>1</sup> wurde die Verteilung der Einflußfaktoren u.a. erhoben. Dabei rangierte Schule auf dem letzten Platz. „Vertraute[n] Informanten“ (Eltern, Verwandten, Geschwistern) wurden ca. 25%, dem „Betriebspraktikum“ ca. 22% der Informationsmenge über Berufe zugebilligt. Einen weiteren deutlichen Anteil der Information erhielt man vom Arbeitsamt.

Wie stark auch aus Sicht der Eltern selbst gewissermaßen eine Beratungspflicht ihren Kindern gegenüber besteht, zeigten die Ergebnisse unseres Modellversuchs „Förderung naturwissenschaftlich-technischer Bildung für Mädchen in der Realschule in Nordrhein-Westfalen“.<sup>2</sup> Wir wissen aus der älteren Untersuchung von Jan Peter Kob „Erziehung in Elternhaus und Schule“, daß die Eltern sich immer in besonderen Situationen durchaus energisch um ihre Söhne und Töchter kümmern. Es wurde auch hier deutlich, daß die Eltern beim Näherkommen eines wichtigen Entscheidungspunktes von sich aus das Gespräch mit den Söhnen und Töchtern gesucht haben. 80% der Eltern gaben an, bei der Notwendigkeit, über eine Schulfachwahl zu entscheiden, mit ihren Kindern gesprochen zu haben.<sup>3</sup> Bei der Berufsorientierung – die Berufsentscheidung war bei unserem Realschulmodellversuch noch in einiger Entfernung, kurz vor dem Abschluß der 8. Jahrgangsstufe – hatten 35,4% der Eltern bereits ausführlich über die spätere Berufswahl gesprochen und insgesamt 93% das Thema mit ihren Kindern behandelt.<sup>4</sup>

Für die Messung des Elterneinflusses standen uns zwei Studien zum Vergleich zur Verfügung, so daß wir nicht nur das Interesse der Eltern bestimmen, sondern im Vergleich von 1986 mit 1998 auch vermutete Entwicklungen feststellen konnten. Wir befragten Eltern und ihre Kinder mit besonders für diesen Zweck entwickelten Fragebogen und erhoben Daten bei Elternversammlungen zur Berufswahl auf dem Wege der teilnehmenden Beobachtung.

Auf unsere Frage nach den Zielen im Anschluß an den Schulabschluß stellten wir 1986 fest, daß ca. ein Drittel der Schülerinnen und Schüler einen weiterführenden Schulbesuch im Auge hatten, aber 20–27% noch keine konkreten Vorstellungen über diesen Schritt hatten. In unserer Befragung 1998/1999 hatten wir bei Realschulabsol-

venten in der Stadt knapp 17%, die weiter zur Schule gehen wollten, in den Haupt- und Realschulen des umgebenden Landkreises waren es 21,3% bzw. 33,3%. Hier tritt also eine deutliche Auslesedifferenzierung ein: Der Weg zu weiterführenden Schulen hat in der Stadt wohl schon die Realschulen deutlicher „ausgekämmt“. Aber insgesamt war der Anteil der Entschlußlosen in unserer jüngsten Befragung deutlich geringer, sowohl in der Stadt, als auch im Landkreis, in der Hauptschule des Landkreises nur 6,4%, in den Realschulen 15,1% bzw. 18,7%. Entsprechend ist die Neigung, unmittelbar nach Abschluß der Schule in eine Lehre einzutreten, auch differenziert gefällt: In der Stadt allgemein liegt dieser Anteil mit zwei Dritteln deutlich höher als dort bei den Realschulen. Die Hauptschüler hingegen entschließen sich zu 72,3% für den unmittelbaren Eintritt in ein Ausbildungsverhältnis. Es scheint, daß die Auslese hier zu den weiterführenden Schulen in den mehr als 10 Jahren, die zwischen den Erhebungszeitpunkten liegen, stark gestiegen ist.

Auch bei den Bemühungen um eine Lehrstelle lagen die Aktivitäten der Kinder (21% – 21,5%) weit hinter den Bemühungen der Eltern zurück (48% – 46,5%). Die Bedeutung der Gespräche mit dem Arbeitsamt und die Bereitschaft der Eltern, mit den Kindern zum Arbeitsamt zu gehen, ist differenzierter zu betrachten. Die befragten Realschuleltern im städtischen Bereich sehen nur zu 58% diese Gespräche als wichtig an, und die Bereitschaft zu Besuchen ist mit nur wenigen positiven Nennungen vertreten. Das trifft auch für die Gesprächsbereitschaft der Eltern mit den Kindern über diese Thematik zu (77,6% zu 84,1%). Das negativ besetzte Item „Eltern sollen ihren Kindern vorschreiben, was sie werden sollen“, wird übereinstimmend abgelehnt. Darin kommt allerdings auch eine Neigung zur Berücksichtigung der „Sozialen Erwünschtheit“ zum Ausdruck. Aber die Bereitschaft zu ge-



schlechtsuntypischen Berufswahlen nimmt zu und signalisiert eine größere Bereitschaft zur Toleranz und Freizügigkeit.

Deutliche Veränderungen zeigten sich zwischen den Befragungszeitpunkten hinsichtlich der Informationsbeschaffung über Berufe.

führung des Betriebspraktikums ergeben sich erhebliche Verschiebungen unter den Informationsträgern für die Wertschätzung der Schüler.

Der Elterneinfluß ist nach wie vor gleich geblieben, der Einfluß der Lehrer erscheint rückläufig. Hier mag aber der Grund auch in

	Osnabrück			Gießen %
	Hauptschule %	Realschule %	Gesamt %	
Berufsberater	16,0	24,5	20,9	27,8
BIZ*	53,8	44,2	48,2	–
Schriften der Berufsberatung	21,7	29,3	26,1	30,1
Lehrer	14,2	27,9	22,1	43,1
Eltern	47,2	51,7	49,8	65,3
Geschwister	17,9	7,5	11,9	43,5
Freunde	21,7	21,8	21,6	43,4
Betriebserkundung*	7,5	8,8	8,4	–
Betriebspraktikum*	26,4	57,8	44,7	–
Ferienjob*	9,4	8,8	9,1	–
Zeitungen*	14,2	11,6	12,6	–

\* In Gießen in der Zeit noch nicht angeboten.

Die Bedeutung des Berufsberaters hat offenbar – besonders bei Hauptschülern – nachgelassen, während das BIZ einen hohen Rang erhalten hat und halten kann. Dagegen sind die Schriften der Berufsberatung in der Bedeutung zurückgefallen, auch der Einfluß der Lehrer. Auch der Einfluß der Eltern ist hier nicht mehr mit gleicher Intensität vertreten. Die Wirksamkeit der Geschwister ist zurückgegangen. Dagegen haben sich die Einflüsse der Peergroup erhalten. Das Betriebspraktikum hält nach dem BIZ und den Eltern den höchsten Rang. Ferienjob und Zeitungen sind von geringerer Bedeutung. Wenn auch die Jugendlichen in starkem Maße Selbstbewußtsein zeigen und ihre Berufentscheidung allein zu treffen wünschen, so haben doch die Eltern mit ca. 40% weiterhin einen erheblichen Anteil, unter dem sowohl Peergroups als auch die Lehrer und Berufsberater sehr deutlich zurückfallen.

Neben anderen Aussagen ist auch diese möglich: Durch die betreuten Besuche des BIZ, der Betriebserkundung und der Durch-

führung der Verschiebung auf die Betriebserkundungen und insbesondere auf das Betriebspraktikum zu sehen sein. Dieser Einfluß wird offenbar nicht unter Schule/Lehrer/Unterricht subsumiert, sondern als eigengewichtige und eigenwertige Veranstaltung interpretiert. Der Ferienjob scheint zunehmende Bedeutung neben dem Betriebspraktikum zu bekommen.

Die Ergebnisse der folgenden Fragen können nicht – weil sie seinerzeit in Gießen nicht ausgewertet wurden – im direkten Vergleich gegenübergestellt werden. Um aber die Ergebnisse anschaulicher darzustellen, wird eine vergleichende Fragestellung aus einer anderen Untersuchung in NRW herangezogen.<sup>5</sup>

Die Frage lautete an die Schüler in beiden Studien vergleichbar:

Wer hilft Dir bei Deiner Entscheidung?

(Eine Auswahl)	Osnabrück %	Studie aus NRW %
Eltern	40,4	37,1
Geschwister		8,0
Lehrer	2,0	3,5
ich entscheide allein	50,0	44,8
Berufsberater	2,0	7,4

Das Selbstbewußtsein, selbst wirklich entscheiden zu können, ist gestiegen, aber auch die Rolle der Eltern im Prozeß der Berufsinformation ist deutlich gestiegen: Auch hier ist kaum die Vermutung zulässig, daß in diesem Bereich die Familie heute einen Funktionsverlust erlitten habe. Das bestätigt die Entwicklung, daß der Prozeß der Berufsfindung sich auch in hohem Maße durch den Einfluß in den Familien vollzieht und daß sowohl die Berufsberatung als auch die Schule als Agenten der Berufsfindung zurücktreten.<sup>6</sup>

Der Elterneinfluß ist im Vergleich besonders aussagefähig und unsere Hypothese mit den Ergebnissen widerlegbar. Auf die Frage nach den Lehrstellenchancen ihrer Kinder sagten in Osnabrück 46,5% und in Gießen 1986 48% der Eltern, sie würden sich darum kümmern. Parallel dazu sagten die Kinder, daß sie sich (62%) auf ihre Eltern verlassen. Dabei können sich die Jungen besser als die Mädchen auf die Hilfe der Eltern verlassen, während die Mädchen sich stärker beim BIZ und bei den Lehrern informieren. Das wird erhärtet durch die Chanceneinschätzung, den Wunschberuf ergreifen zu können (Jungen 33,3% sehr gut, Mädchen 10,7%) und die Gesprächsbereitschaft der Eltern über Berufswahlprobleme – Jungen bestätigen diese Gespräche ohne Einschränkung zu 61%, Mädchen nur zu 39,3%.

Erstaunlich ist der hohe Anteil von Schülerinnen und Schülern sowohl in den Hauptschulen als auch in den Realschulen, der sich für die Realisierung des Berufswunsches gute, ja sogar sehr gute Chancen ausrechnet.

Das Gesamtbild ist allerdings differenziert. Die Skepsis in der Stadt ist größer als im Landkreis und bei Hauptschülern größer als bei Realschülern. Immerhin meint mehr als jeder dritte Hauptschüler (35,6% – 38,3%), daß bei der Realisierung des Berufswunsches Schwierigkeiten entstehen könnten.

Diese Daten scheinen auf eine Korrelation hinzuweisen: Je stärker der positiv-emotionale Kontakt zwischen Eltern und Schülern ist – nachgewiesen in den Schulen des Landkreises – desto höher ist die Sicherheit der Schülerinnen und Schüler, ihren Berufswunsch realisieren zu können.

### **Zusammenfassung besonders wichtiger Ergebnisse**

Unter den Ausführungen zu den Berufswahlbedingungen am Arbeitsmarkt hatten wir angesichts der Arbeitsmarktlage vermutet, daß sich der Einfluß der Eltern auf die Berufswahl verringern könnte, da der Arbeitsmarkt kaum Alternativen zur Wahl stelle. Andererseits belegen empirische Untersuchungen, daß eine Minimierung des Einflusses der Eltern trotz der Plausibilität der berechtigten Skepsis eher unwahrscheinlich sei. Wie sieht dieser zentrale Aspekt in bezug auf die Unterstützungsmöglichkeiten der Eltern für ihre Kinder in der Berufswahl in unserer Befragung aus?

Die Aussagen der Schüler belegen, daß die Gespräche mit den Eltern quantitativ nicht nachgelassen hatten und qualitativ auch eher die Eltern ein „Haltepunkt“ für die Kinder im auch emotional begründeten Bereich sind. Daß das die Kinder erheblich stabilisiert, zeigt das Ergebnis der Frage nach den Realisierungschancen des Wunschberufes. Die Einschätzung, daß diese sehr gut/gut sind, überwiegen bei weitem (84%). Bei den Einschätzungen der Informanten über Berufe rangieren die Eltern mit 60,4% der Nennungen (bei Mehrfachnennungen) mit dem Betriebspraktikum auch hier weiterhin nahe-

zu konkurrenzlos an der Spitze. Das Ergebnis für die Lehrer als Informanten scheint einen positiven Trend zugunsten der Lehrer anzuzeigen (31,0%). Aber nicht nur als Informanten, auch als Helfer bei der Entscheidungsfindung rangieren die Eltern weiterhin weit vorn (40,4% nach 50,0% der Schüler und Schülerinnen, die sich allein entscheiden).

Die Vermutung von Heinz<sup>7</sup> ist auch in dieser Untersuchung bestätigt worden: Die Familie ist weiterhin der wichtigste Sozialisator im Prozeß der beruflichen und vorberuflichen Sozialisation.

Beim Sonderaspekt der Berufswahluntersuchung für Mädchen konnten wir feststellen, daß der negative Einfluß der Eltern, den Hoose/Vorholt<sup>8</sup> insbesondere in bezug auf die Ausweitung des Berufsspektrums der Mädchen auf technische Berufe behauptet haben, in unserer Studie nicht erhärtet wurde. Auch an der Haltung von Jungen und Mädchen, nach der Schule eine Ausbildung zu beginnen, hat sich wenig verändert.

Da uns die Informationen, die die Eltern in den Elternversammlungen erwarteten, besonders interessierten, um den Wert dieser „Gelenkstelle“ zwischen Schule, Berufsberatung und Eltern feststellen zu können, hatten wir vor und nach diesen Informationsveranstaltungen jeweils die Eltern gefragt.

Während die Informationen sowohl in Gießen als auch in Osnabrück besonders über konkrete Berufswünsche gewünscht wurden, erhielten die Eltern insbesondere Informationen über weiterführende Schulen. Dies hatten sie sich zwar auch gewünscht, aber – besonders die Informationen im Bereich der berufsbildenden Schule – in weit geringerem Maße. Auch der Informationsbedarf über den den Eltern weniger bekannten Ausbildungsstellenmarkt – besonders kenntlich an Informationserwartungen über neue Berufe – wurde weniger befriedigt als erwartet. In der Osnabrücker Studie waren

die hohen Erwartungen in der Veranstaltung gar nicht aufgenommen worden.

Die offenkundige Diskrepanz zwischen Elternerwartungen an Informationen und tatsächlich erteilten Informationen ist bisher kaum verbessert worden, was wahrscheinlich die Motivation der Eltern zum Besuch solcher Veranstaltungen dämpft. Will man die Eltern tatsächlich in diese Beratungsprozesse einbeziehen und zu konstruktiven Wendungen kommen, erscheint es unerlässlich, daß den Eltern Vorinformationen geliefert werden und insbesondere die Wünsche der Eltern spätestens mit der Einladung vorab abgefragt werden, damit die Informanten ihre Darstellungen darauf ausrichten können.

### **Noch einige Aspekte zum Elterneinfluß**

Wie die Eltern heutzutage reagieren, ist auch ein Ergebnis gesellschaftlicher Entwicklung. Die Wirkung dieser Entwicklung wird deutlich von Münchmeier dargestellt.<sup>9</sup> Die Erziehungsstile in Elternhaus und Schule haben sich auffällig verändert.

Während 1951 „Gehorsam und Unterordnung“ noch für 25% der Bevölkerung ein wichtiges Erziehungsziel waren, galt dieses 1983 nur noch für 9 %. Dagegen hat das Erziehungsziel „Selbständigkeit und freier Wille“ einen Anstieg der Zustimmung von 28% (1951) auf 49% (1983) erfahren.<sup>10</sup> In einer repräsentativen Dji-Befragung von mehr als 10.000 Familien (1989) nannten 92% „Selbstvertrauen“ und 84,2% „Selbständigkeit“ als wichtigste Erziehungsorientierungen (ohne daß freilich die Orientierungen „Pflichtbewußtsein“ (73,3%), „Fleiß“ (66,2%) und „Gehorsam“ (55,4%) aufgegeben worden wären).

„Nicht der egoistische Individualist, der sich in der Eltenbogengesellschaft durchzusetzen versteht, schwebt Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder heute vor, sondern ein selbstbewußter, persönlichkeits-starker, aber gleichzeitig kooperativer Mensch, der verantwortungs-bewußt

von seinen Rechten Gebrauch macht und seine Pflichten erfüllt, sowie Verständnis für den Mitmenschen aufzubringen vermag.“<sup>11</sup>

Die Schule allein mit ihrem klassischen Unterricht kann die ihr angedachte Rolle als Hilfe zur Erfassung der Bedingungen in der Berufs- und Arbeitswelt nicht behaupten. Dabei ist in den Urteilen der Schüler beachtenswert, daß sie die Kenntnisse von dem Wert und der Struktur der praktischen Arbeit nicht als Ergebnis schulischer Bemühungen beurteilen.

Aus unserer Befragung ist besonders deutlich geworden, daß die Elternversammlungen unter einem Informationsdefizit beider Teilnahmegruppen leiden: Die Eltern wissen nur sehr allgemein auf Grund der Einladung, was sie erwartet. Sie können einen genauen Einblick in die Berufsberatung nicht haben, und die Möglichkeiten der Schule zur Berufswahlvorbereitung können sie wegen fehlender Informationen über die Unterrichtsinhalte auch nicht kennen. Das ist ein Grund, weshalb sie kaum Fragen vorbereiten können. Umgekehrt wissen Berufsberater und Lehrer zu wenig über die Vorstellungen der Eltern. Die Befragung vor der Elternversammlung hat in jedem Fall ergeben, daß die Eltern mit konkreten Erwartungen kommen, die sich sehr stark nicht auf die allgemeinen Informationen durch Schule und Berufsberater beziehen, sondern auf die konkreten Möglichkeiten für ihre Kinder ausgerichtet sind. Solche Informationen könnten nachhaltig die Elternversammlung strukturieren helfen, so daß überflüssige Informationen und damit Belastung des Zeitbud-

gets vermieden werden. Auch durch die Lehrer und die Berufsberater könnte auf diese Situation besser vorbereitet werden. Wenn darüber hinaus auch die Eltern gezielter z.B. über die Ergebnisse der Betriebspraktika informiert würden, dürfte dies ein weiterer Schritt zur Verbesserung der Kommunikation sein. Da alle Schüler über ihr Betriebspraktikum Berichte anfertigen, sollte ausdrücklich den Eltern die Lektüre dieser Praktikumsberichte ermöglicht und empfohlen werden.

1 Vgl. Beinke, Lothar/Richter, Heike/Schuld, Elisabeth: Bedeutsamkeit der Betriebspraktika für die Berufswahl. Bad Honnef 1996, S. 65

2 Beinke, Lothar/Richter, Heike (Hg.): Mädchen und Physikunterricht. Bad Heilbrunn 1993

3 Ebd., S. 79

4 Vgl. ebd., S. 95

5 Diese Ergebnisse stammen vom Verfasser. *Wirksamkeit der Berufswahlvorbereitung*, in: Eberhard Schoenfeldt (Hg.): Polytechnik und Arbeit, Bad Heilbrunn 1979, S. 292

6 Ebel, Heinrich: Über die heutige Situation und Funktion der Familie, Bonn 1978

7 Heinz, Walter S.: Arbeit, Beruf und Lebenslauf, Weinheim, München 1995

8 Hoose, Daniela/Vorholt, Dagmar: Der Einfluß von Eltern auf das Berufswahlverhalten von Mädchen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 25/97.

9 Vgl. Münchmeier, Richard: „Entstrukturierung“ der Jugendphase, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 31/98, S. 3–13

10 Vgl. Zinnecker, Jürgen: *Kindheit, Erziehung, Familie*, in: Jugendliche und Erwachsene '85, hrsg. v. Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 3, Opladen 1985, S. 97–292, hier S. 208

11 Dannenbeck, Christian: *Was ist Eltern wichtig? Welche Rolle spielen Kinder im Leben heute und wohin soll man sie erziehen?* in: dji-bulletin (1990) 16, S. 7

**Andreas Bodenstedt**

## **Eindrücke einer Reise nach Serbien im Spätsommer 1999**

Vorbemerkung:

Seit 1995 veranstaltet das Institut für ländliche Entwicklungs-Soziologie in Belgrad (zusammen mit der Jugoslawischen Gesellschaft für Land- und Agrarsoziologie und unter der Leitung von Prof. Dr. Djura Stevanovic) jährliche Konferenzen in Vlasotince, Süd-Serbien zu Themen der ländlichen Entwicklung in Jugoslawien. Zur Teilnahme eingeladen, habe ich im September diesen Jahres 10 Tage in Jugoslawien verbracht, neben Belgrad und Süd-Serbien auch die Woiwodina besucht und mit vielen Kollegen intensive Gespräche geführt. Der folgende Bericht ist ein Versuch, vorläufige Schlußfolgerungen aus diesen lebhaften Eindrücken zu ziehen.

Noch wird Belgrad spärlich von Westeuropa aus angefliegen, die Alternative mit der Bahn kam mir daher sehr gelegen. Man reist von München nach Belgrad in sauberen, modernen Waggons in 15 Stunden durch 5 Länder, d.h. durchquert dabei Österreich, Slowenien und Kroatien. Alle Kontrollen waren schnell und freundlich erledigt, nur beim Übergang von Kroatien nach Jugoslawien hat man den Eindruck einer gewissen gespannten Atmosphäre. Jugoslawische Kollegen klagten auch darüber, daß das nunmehr notwendige Visumverfahren umständlich und bürokratisch gehandhabt würde.

Ich hätte gewettet, daß ein so weit fahrender internationaler Zug sein Ziel wohl kaum pünktlicher als die zur Zeit nicht gut beleumdete Deutsche Bahn erreiche – aber weit gefehlt: Hin- und Rückreise wurden geradezu auf die Minute pünktlich abgeschlossen. Vielleicht liegt es daran, daß die vorgesehenen Aufenthalte von vornherein großzügiger eingeplant werden, so daß auch die rotbemühten Stationsvorsteher auf den kleinen Durchgangsbahnhöfen und die hammer-schwingenden Radprüfer den Fahrplan nicht durcheinander zu bringen in der Lage sind.

Internationale Hotels in Belgrad: das „*Jugoslawia*“ ist einer Bombe zum Opfer gefallen (man sagt, der berühmte Söldnerführer ARKAN soll dort einen Unterschlupf unterhalten haben), „*Interkontinental*“ und „*Hyatt*“ sind für unsere Gastgeber unbezahlbar, und die Kategorie der aus k.u.k.-Zeiten erhaltenen Luxushotels ist wenig besetzt. Das „*Palace*“ zeichnete sich dadurch aus, daß die Zahl der Kellner die der Gäste stets bei weitem überstieg – was nicht heißt, daß man schneller bedient wurde, im Gegenteil. Hatte einer der mit Plausch, Frühstück oder sonstwie beschäftigten Ober den fremden Gast schließlich wahrgenommen, so wurde er nicht gerade übermäßig freundlich, aber doch angenehm bedient. Verstaubter Plüsch und ein Hauch „sozialistischer Kundenfreundlichkeit“ verbinden sich zu einem derzeit unvergleichlichen Ambiente mit einem Beigeschmack von Mafia. Dazu trägt auch der unglaublich grassierende „Handyismus“ bei; zeitweilig sah ich mich gleichzeitig von fünf Mobil-Telefonierern umgeben.

Der nächste (erste) Tag in Belgrad war total verregnet, die Gullys nicht in der Lage, die Regenmengen zu schlucken. So brachten die Rundfahrt am Vormittag und Spaziergänge am Nachmittag auch nur einen nachhaltigen Eindruck zustande: Belgrad ist grau, müde, traurig, gespannt, abgestumpft, gelähmt. Eine Rundfahrt durch die Hauptstadt gilt nicht den üblichen Sehenswürdigkeiten, Denkmälern oder Kirchenbauten, sie gilt in erster Linie den Folgen und Spuren des „*bombing*“. Die Fotos sind uns aus dem Fernsehen bekannt, die chirurgische Präzision der Treffer ist natürlich beeindruckend, nur Fensterhöhlen und Brandspuren zeugen

davon. Sie werden aber auch zum ersten Anhaltspunkt kritischer Fragen: Warum mußte die NATO derart nahe an das Kinderkrankenhaus heranbomben, warum (wenn schon Bomben), dann nicht genau auf M.'s Residenz? (Auch dieses Viertel wurde mir gezeigt: so wohnen unsere politischen Millionäre...) Von solchen Fragen ist es nicht weit zur Kolportage des serbischen Fernsehens, die NATO habe (international geächtete) Splitterbomben (*cassette bombs*) abgeworfen (so ein Zehnjähriger zu mir). Die chinesische Botschaft (mit Hilfe meines Stadtplans leicht zu identifizieren) und das Telekommunikations-Hochhaus (angeblich ist geplant, es als „Kriegs-Monument“ stehen zu lassen), alle Treffer werden vorgeführt. Später entdecke ich in der Fußgängerzone auch die satirisch-entrüsteten Postkarten und die Landkarte Jugoslawiens, auf der alle Bombeneinschläge verzeichnet sind. Zwei demolierte Kulturzentren (französisch, amerikanisch), anti-amerikanische und Anti-NATO-Parolen auf Hauswände gesprüht („Nazi“ „HITLER = KLINTON sic!) und Hakenkreuze auch mit den Namen von BAADER und MEINHOF kombiniert), ein kleines Ausstellungsensemble mit Anti-NATO-Plakaten und -Installationen („aNATOMy of war“, Verwandlungen von Hakenkreuz in NATO-Stern).

Wer an diesem verregneten Nachmittag in der Innenstadt unterwegs ist – und das sind nicht viele – der interessiert sich offensichtlich weniger für diese inzwischen bekannten Slogans als für das tosende Open-Air-Techno-Konzert von (Free) „B 92“, dem bekanntesten Dissidentensender Belgrads. Ein paar Hundert Jugendliche sind hier versammelt, der Beifall ist eher matt – und ich weiß nicht, warum ein vorbeieilender Herr mittleren Alters mich ganz selbstverständlich auf Deutsch anspricht: „Das ist doch die reine Idiotisierung unserer Jugend hier, nicht wahr?“ Er hatte, so erzählte er mir gleich, als Musiklehrer 20 Jahre lang in Deutschland

jugoslawisch-deutsche Kulturkurse veranstaltet und dafür sogar das Bundesverdienstkreuz erhalten.

Beeindruckend ist die große Zahl an Buchhandlungen, Antiquariaten, Kunsthandlungen und -ausstellungen, so als wollten sie mir sagen: Dies ist – trotz allem – eine Kulturturnation. Auf den reich bestückten Auslage-tischen erkenne ich FRIDRIH HELDERLIN (*Die Geburt der Tragödie*), FRIDRIH NICE (*Der Wanderer und sein Schatten*) und MARTIN HAJDEGGER (*Feldweg*). Auch im antiquarischen Teil sind interessante Funde an deutschen Büchern zu machen. Ich erstehe einen Jahresband „*Das Deutsche Lichtbild*“ von 1958, wegen des dokumentarischen Wertes jener persönlich recht entscheidenden Zeit. Eine Fahrt nach Vrsac (früher einmal Werschetz) in der Woiwodina, der flachen Ebene des ehemaligen Meeresgrundes der „Pannonischen See“: viel Sand und Heide, wenig Bäume, kaum Wald, eine einzige, allerdings sehr aussichtslohnende Erhebung mit Blick weit über die Grenzen in die ebensolche Ebene des rumänischen Banats.

Seit MARIA-THERESIAS Zeiten hat es hier Ansiedlungen fremder Ethnien und Aufforstungen gegeben. So haben die Belgrader ein Naherholungsgebiet erhalten, und in jedem Dorf steht eine andere Kirche, rumänische, kroatische, russische, deutsche. Die St. Gerhards-Kirche in Vrsac von 1865 verfügt über Jugoslawiens zweitgrößte Orgel. Dort feiern die verbliebenen Deutschsprachigen (ein paar Hundert von einmal 15.000) am 14. September den „Kreuztag“, wie ein deutschsprachiges Plakat verkündet, und auch, „*daß uns die Erhaltung dieser Kirche ein moralisches Anliegen*“ sei.

Die Woiwodina gilt als Jugoslawiens „Kornkammer“, hat eine relativ hochtechnisierte Landwirtschaft – und ansatzweise auch schon die gleichen Probleme wie die zentral-europäischen Länder: Die Jungen wandern ab in die Städte, die Landwirtschaft wird vielerorts nur noch von den Alten versorgt –

oder im großbetrieblichen Stil von den noch übriggebliebenen staatlichen oder inzwischen in privatwirtschaftliche Anteilseigner-Gesellschaften oder Genossenschaften umgewandelten Organisationen.

Die Fahrt im VW-„Golf“ nach Vlasotince über Serbiens berühmt-berüchtigten autoput (Autobahn): zweimal müssen wir Fluß und Eisenbahntrasse auf Behelfsrampen und Pontonbrücken überqueren – Drahtgewirr und Betonbrocken als Folge eines Bombentreffers. Jedes Haus, jede Brücke, die zerstört oder beschädigt worden sind, werden vorgeführt und kommentiert wie touristische Sehenswürdigkeiten. Landkarten mit den Bombeneinschlägen, Postkarten von brennenden Objekten und eine Fülle von z.T. „pornographischen“ Hetzbildern (am beliebtesten „fuck you“...) werden nun feilgehalten. „*Wir brauchen nicht Coca Cola, wir brauchen keine Pizza; wir brauchen nichts als Slivovitz*“ ist noch das Harmloseste.

Zugegeben, die meisten Bomben haben sozusagen hundertprozentig „ins Schwarze“ getroffen, aber nahezu monoton immer wieder die Frage: Warum hat die NATO solche Ziele angegriffen, ja sogar einen besetzten Eisenbahnzug, einen Bus und Traktoren? Das Wort „Kollateral-Schäden“ wird als unglaubwürdig abqualifiziert. Nichts gilt als „unbeabsichtigt“, alles wird dem Streben der USA nach Weltvorherrschaft angelastet. Statt dessen erzählt man (ein zehnjähriger Junge) mir, eine amerikanische Bomberpilotin (!) solle gesagt haben, sie empfinde Freude beim Töten. Sie wurde angeblich abgeschossen und von der Bevölkerung gelyncht. Solche vom Fernsehen verbreiteten Geschichten kursieren in Kindermund.

Über den Einfluß des (staatlich kontrollierten und zensierten) Fernsehens ist schon viel geschrieben worden. Zur Illustration hier der Ablauf eines Fernsehabends in einer Akademiker-Familie, wo der Fernseher trotz lebhafter Unterhaltung den ganzen Abend im

Hintergrund lief: Werbefilm für das Militär, endet mit der Einstellung „Kleines Mädchen läuft über Blumenwiese, junger Soldat fängt es lachend auf“; Dokumentation über albanische Greueltaten im Kosovo; Feature über die Reise einer italienischen Sympathisantengruppe nach Belgrad („Die Brücke nach Belgrad“), amerikanischer TV-Zweiteiler nach DANIELLE STEEL. Trotzdem frage ich mich, ob ich wesentlich besser auf deutschen Fernsehkanälen „informiert“ worden bin... Der materielle Schaden, den die sogenannten Luftschläge angerichtet haben, erscheint (mir) zunächst nicht überaus groß; sie trafen Gebäude, die offensichtlich nicht Wohn-, sondern Verwaltungszwecken gedient haben (Militär, Polizei, TV). Schwerer wiegen schon die Zerstörungen genau an den infrastrukturellen Zentralpunkten (daher von außen kaum wahrnehmbar), von Produktionsanlagen wie der Raffinerie und der Petrochemie bei Pancevo. Nicht nur, daß Treibstoffe lediglich auf Schmuggelwegen einzuführen und auf dem Schwarzen Markt (flaschen- und kanisterweise am Straßenrand) für den doppelten Preis zu haben sind, natürlich sind auch Zehntausende arbeitslos, wo nicht gearbeitet werden kann. Aufbauhilfe aber knüpft die Weltgemeinschaft an die Auflage, das Regime M. zu beseitigen – eine Auflage, der sich Menschen unserer sozialen und wirtschaftlichen Lage in keiner Weise gewachsen fühlen.

Der psychische Schaden indessen ist wohl ungleich größer, und es erscheint mir überaus bedenklich, daß er anscheinend nicht von vornherein bedacht und diskutiert worden ist. Das „*bombing*“ wird mir immer wieder als absolut unverständlich und nutzlos vorgehalten, andererseits aber als Ereignis von Jahrhundert-Bedeutung hingestellt. „*Vor*“ oder „*nach dem bombing*“ hat etwa die Qualität der Einschätzung von „vor oder nach“ dem großen Erdbeben, Taifun, Brand oder Hochwasser – ein katastrophales Ereignis von einmaligem Ausmaß.

Nicht nur haben alle Schüler und Studenten durch das bombing, so sagt man mir, drei Monate ihrer Schul- oder Lehrzeit verloren, die Babies im Hospital neben dem Polizeiquartier ihr Gehör infolge des Explosionsknalls eingebüßt, nein, auch die ökologischen Schäden allein durch den täglichen Überflug von mehreren hundert Bombenflugzeugen seien unermesslich, und die Verwüstung von landwirtschaftlichen Flächen und Kraftwerken läßt wohl ganz realistisch große Knappheiten für den Winter befürchten. So werden Holz und Paprika eingekellert (mit traditionellen Rezepten, denn man weiß nicht, ob die Tiefkühltruhe laufen wird) – ob das Ausmaß solcher Maßnahmen dasjenige „normaler“ Jahre signifikant übersteigt, kann ich nicht beurteilen. Selbst das Klima wird für „verändert“ erklärt: mehr Regen dieses Jahr, heftigere Gewitter und andere Blitzformen (!) werden beobachtet – all das wird mit großer Ernsthaftigkeit kolportiert durch die „Bevölkerung“, aber auch von unseren wissenschaftlichen Kollegen.

Um es nachdrücklich auf den Punkt zu bringen: das Ereignis „*bombing*“ an sich, nach dem politisch verordneten Sprachgebrauch auch „NATO-Aggression“ genannt (wem kann ich es verdenken, wenn sie diese Redeweise korrekt finden? Ich wurde zwar nicht als Vertreter dieser Größe namens NATO angesehen, fühle mich aber notgedrungen inmitten von lauter Serben als ein solcher), hat in der serbischen Bevölkerung ungeheuren psychischen Schaden angerichtet – zur Lösung der innenpolitischen Probleme scheint es mir offensichtlich nichts beigetragen zu haben. Zwar habe ich den vielfach behaupteten Effekt von Solidarisierung der Bevölkerung mit der Regierung nicht beobachten können – alle meine Gesprächspartner wünschten diese korrupte Regierung und ihre *nomenklatura* zum Teufel, aber es fiel mir beileibe auch keine überzeugende Antwort ein auf die immer wieder mit bitterem Ober- und Unterton gestellte Frage: Warum

müssen wir Bürger für die falsche oder ungerechte Handlungsweise unserer politischen Führung büßen? Ich kann mich dieses Eindrucks nicht erwehren: keiner der serbischen Kollegen, die mir von ihrer Angst berichten, habe jemals einem Albaner etwas zuleide getan und vermutlich solches Leid auch nicht irgendwie gutgeheißen – und niemand der albanischen Flüchtlinge, die ich in Deutschland kenne, habe solches mit Serben getan. Aber beide Seiten haben unter der Gewalt Dritter gelitten.

Es geht um die Unangemessenheit der eingesetzten Mittel: sie sollten das Militär unmittelbar, die Regierung indirekt treffen. Getroffen haben sie, wie jede Gewaltanwendung in der Geschichte, in erster Linie (und zwangsläufig!) die Bevölkerung, auch das Militär; am wenigsten die Regierung.

2. September: Zum 5. Male findet in dem Dorf Dejan, Geburts- und Wohnort des einladenden jugoslawischen Kollegen, die „Vlasina-Konferenz“ statt. Sie ist das einzige jährliche Großereignis der Land- und Agrarsoziologie dieses Landes, und sie hat eine beträchtliche Ausstrahlung auf die *scientific community* der angrenzenden Länder. Jugoslawien kann man als ein typisches Beispiel jener Gesellschaften ansehen, die einen beachtlichen international konkurrenzfähigen Industriesektor entwickelt haben, dabei aber regional noch sehr dominante Agrarsektoren mit starker traditioneller Sozialverfassung besitzen.

An den aus solchen Verhältnissen erwachsenden Problemen sind auch die Agrarsoziologen in den europäischen Industriestaaten interessiert, doch längst nicht in dem Maße, wie es sich die Kollegen dort erhoffen. An den ersten „Vlasina-Konferenzen“ nahmen einzelne Vertreter aus mehr als 10 verschiedenen westeuropäischen Ländern teil, in diesem Jahr war ich der einzige. Die Kollegen aus Belgrad, Novi Sad, Nis und Skopje haben großes Interesse daran, die Verbindungen zu vertiefen, müssen aber mit von



Jahr zu Jahr wachsenden finanziellen Schwierigkeiten und auch wohl mit dem Mißtrauen seitens ausländischer Wissenschaftler kämpfen.

Gottlob verziehen sich die dräuenden Wetterwolken. So bietet sich uns ein idyllisches, wenn auch ungewohntes Bild: kurzerhand hat man auf der – zudem noch arg holprigen – Wiese hinter der Dorfschule ein 100 Plätze bietendes Zelt aufgestellt und notdürftig mit einer Lautsprecheranlage versehen. Drumherum stehen ein Dutzend Tische, und die gesamte Dorfbevölkerung legt Hand an, die über 100 Teilnehmer mit Selbstgebackenem, Gebratenem und Gesottenem zu versehen (und mit „Raki“, Obstler – schon vor Beginn des Programms...).

Zweifellos bot diese Konferenz, die am folgenden Tage in einem Klassenzimmer der Dorfschule und in der Aula des städtischen Gymnasiums fortgesetzt wurde, anekdotische, rührende und erheiternde Momente – aber auch wissenschaftlich vorzeigbare Seiten in den mehr als 50 Vorträgen. Allerdings sind die Sprachbarrieren hoch, höher als z.B. in Polen und Tschechien, und es zeigte sich wieder einmal, wie wenig Zugang wir in Westeuropa zur Literatur der slawischen Wissenschaftsgemeinden haben.

„Politische“ Gespräche zu führen, fand ich hingegen nicht einfach. Die Mehrheit der jugoslawischen Kollegen, die sich mir gegenüber geäußert haben, taten dies mit deutlich kritischer Absicht und Distanz zu den heimischen Machtverhältnissen. Das Schlimmste – in den Augen vieler, vielleicht der meisten Serben, auch in der „*Intelligentsia*“ – sind nicht etwa die Greuel im Kosovo, mögen sie nun von Serben oder von Albanern begangen worden sein, sondern ist die Bombardierung. Das Albaner-Problem, in dem wir ja wohl nicht zu Unrecht den eigentlichen Anlaß aller Greuel und Schäden sehen, wurde mir von allen kollegialen Gesprächspartnern als eher historisch, psychologisch, demografisch begründet hingestellt. Ein

kroatischer Dissident und Kämpfer für die Menschenrechte, den ich vergeblich um ein Gespräch über die Krise bat, sagte nur: „*Das ist ein philosophisches Problem – und Sie wissen ja, daß ich Philosoph bin.*“ Ich deutete das so: er wollte damit sagen, die Frage der Albaner im Kosovo läßt sich nicht so einfach auf einen (wirtschaftlichen, ethnischen, demografischen) Punkt bringen. Da sind zwei komplexe Tatbestände auf unheilvolle Art zu einem noch vielschichtigeren Zusammenhang verwoben:

- einmal ist da die Tatsache, daß die Albaner, aufgrund ihrer mißtrauisch beäugten Vermehrungsfreude, inzwischen in einer „serbischen“ Provinz zur erdrückenden Mehrheit angewachsen sind, in der jedoch immer noch die Minderheit der Serben (10–15%) die regionale Elite darstellt und alle wichtigen Positionen besetzt hält. (Wer hat also mehr Recht, sich zu beschweren: die Albaner, weil sie sich unterdrückt, oder die Serben, weil sie sich zahlenmäßig an die Wand gedrückt fühlen?)

- Der andere Tatbestand ist die national-mythische Vorstellung, die von interessierten Kreisen natürlich auch gepflegt und ausgenutzt wird, daß das Kosovo ur-serbisches Land sei, geweiht durch die zwar verlorene, aber immer noch ungerächte Schlacht gegen die osmanische Fremdherrschaft (in jedem der von mir besuchten Hotels oder Restaurants hing das stimmungsvolle Bild von dem serbischen Mädchen, das dem verwundeten Krieger den (lebensrettenden) Krug an die Lippen setzt).

Das Ganze ergibt eine brisante Mischung, die die Regierung und die Partei M.'s kaltblütig und berechnend eingesetzt haben (und weiter einsetzen), um an der Macht zu bleiben. Daß sie das gerade in dem Augenblick taten, in dem die ökonomischen Probleme ihnen über den Kopf zu wachsen drohten (nicht zuletzt infolge der kriegerischen Aus-

einandersetzungen bei der Auflösung des jugoslawischen Bundesstaats), hat nunmehr die unheilvolle Wirkung eines „Schusses, der nach hinten losgeht“: Wie allgemein bekannt, hatte das Jugoslawien TITOS eine im Ostblock nirgendwo sonst verwirklichte ökonomische Blüte erreicht. Immer wieder erinnert man sich so: In den achtziger Jahren ist es uns wirklich gut gegangen. Die Wende zur Demokratie und zur Marktwirtschaft hat aber das Ende dieser kurzen Blütezeit bedeutet – aus Gründen, die sicher nicht von eben diesem System bedingt sind. Mit anderen Worten: die Herrschaft M.'s brachte schon einen unaufhaltsamen Niedergang – das Bombardement (also „die NATO“) bedeutet nun das totale wirtschaftliche Chaos. Dagegen zu argumentieren, ist nicht leicht. Wenn wissenschaftlich arbeitende Kollegen in der allgemein üblichen Währung, nämlich der D-Mark, ihr Gehalt mit „100 – 200 DM“ angeben, so bedeutet das nach meinen Rechnungen kaufkraftmäßig etwa ein Monatseinkommen von 800 bis 1000 DM. Davon kann niemand sich, geschweige denn eine Familie ernähren. Also ist es (nicht nur hier) üblich und notwendig, zwei oder gar drei Beschäftigungsverhältnisse zu haben. Was aber, wenn die staatlichen und zunehmend auch die privatwirtschaftlichen Kassen die sowieso entwerteten Gehälter seit drei, fünf oder sieben Monaten nicht mehr ausgezahlt haben? Dann bleiben nur die Familie, vor allem die Angehörigen, die auf dem Lande leben und die noch in der Landwirtschaft arbeiten, und „Beziehungen“, verbunden mit Hamster- und Eichhörnchen-Mentalität. So ist denn jeder vor allem damit beschäftigt, so gut es geht, für den künftigen Winter vorzusorgen, denn der wird aller Voraussicht nach „kalt und dunkel“, wenn es nicht gelingt, die zerstörte Kraftwerkskapazität rechtzeitig wiederherzustellen. Und danach sieht es nicht aus. Da geht es für viele schon ums Überleben: *„Wie wir den Winter überleben, wissen wir nicht; aber wenn ihn die Regie-*

*rung überlebt, haben wir sie noch mindestens fünf oder zehn Jahre am Halse!“*

Das alles schildere ich hier nicht, um den „armen Serben“ das Wort zu reden. Aber es fällt schon schwer, die Unterhaltung in Serbien auf den eigentlichen Streitpunkt zu lenken, die Verletzung der Menschenrechte im Umgang mit den Albanern. Das Thema wird nur zurückhaltend aufgegriffen, und dann hört man etwa folgende Version: *„Die Albaner haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts ein großes Maß an kultureller und sozialer Freiheit und Selbständigkeit erstritten – aber sie wollten ja noch mehr. Haben sich über Generationen in Serbien eingenistet und vermehrt, wollten schließlich die zur Minderheit im eigenen Land gewordenen Serben verdrängen. Dagegen ist die – d.h. unsere jugoslawische – Regierung seit 1989 eingeschritten.“* Die Meinung serbischer Gesprächspartner interpretierend, gibt es drei Sorten von Albanern, die je auf ihre Weise zum Problem beigetragen haben:

- Die „traditionellen“ Albaner (folgen strikten Regeln des muslimischen Patriarchats, unterdrücken die Frauen, ummauern ihre Gehöfte, lassen ihre Kinder ganz einseitig erziehen, in albanischen Kindergärten, Schulen und Hochschulen). Sie sind „unwillig, von der Welt um sie herum (d.h. den Serben) Kenntnis zu nehmen oder gar zu lernen“.
- Die „radikalen“ Albaner: sie fordern immer mehr politische Rechte, Autonomie, schließlich Unabhängigkeit von Serbien, obwohl viele von ihnen doch seit langem illegal (unangemeldet) in Serbien leben.
- Die „aggressiven“ Albaner: verkörpert vor allem in der UCK, sie greifen zu Waffen und Gewalt, sie morden und terrorisieren.

Ist es ein Zufall, daß in den Buchläden eine Veröffentlichung (von 1998) zu finden ist von *Akten der Hohen Pforte über kriminelle*

*Taten von Albanern, begangen in Alt-Serbien an Serben (1898-99)?*

Eine Klassifikation wie die eben genannte hilft natürlich, Rechtsentzug, Überfälle und Verhandlungen „sachgerecht“ einzusortieren – ich meine: es hilft auch, das eigentliche Problem zu übergehen, das „der Westen“ oder die NATO mit dem ebenso zentralen wie schwierigen Begriff der Menschenrechte zu erfassen versucht. Da darf man sich nicht wundern, wenn jeweils achselzuckend darauf hingewiesen wird, wie Menschenrechte von ihren angeblichen Verteidigern, in den USA oder Irland oder Frankreich oder ... verletzt würden. Haben „die“ etwa ein Recht, sich als „Polizisten“ aufzuspielen? Und die Massaker? *Nun ja, das sind rauhe, allzu rauhe Sitten – aber Sie wissen ja, der Balkan und die Bergstämme ...*

Dazu kommt noch eine vertrackte Argumentationsspielart: Könnten nicht die USA (und die NATO) mit der Regierung M. unter einer Decke stecken? Ihn wie SADDAM HUSSEIN oder GHADDAFI als „bad guy“, als Bösewicht benutzen, um daraus den Anspruch ableiten und begründen zu können, sich als Weltpolizei aufzuspielen – in Wirklichkeit aber nur die eigene Machtposition verstärken zu wollen? Wie, wenn die USA das Kosovo-Problem ergriffen, um Zwietracht unter den Europäern zu säen, Europa damit zu schwächen und selbst Hegemonialpolitik zu betreiben? Hat nicht mein Gegenüber, der nette Journalist, Dokumente in Deutschland entdeckt und in Buchform veröffentlicht, aus denen hervorgeht, die USA wollten letztlich auch die Europäische Union zerstören, um die Welt ungehindert regieren zu können?

Die Schwierigkeit, die viele (gebildete) Jugoslawen empfinden, wenn sie die Charaktereigenschaften ihres eigenen Volkes treffend zu schildern versuchen, kommt z.B. in sehr gegensätzlichen Aussagen zum Ausdruck: *„Jugoslawen sind beliebt in der deutschen Industrie, gelten dort als strebsame, fleißige Gastarbeiter“*. Oder: *„Jugosla-*

*wen sind unfähig, ihre eigenen Probleme zu lösen, außerdem fehlt es ihnen an Verantwortungsgefühl.“* Ein jüngerer serbischer Fachreferent in der Belgrader Niederlassung eines amerikanischen Agrochemie-Exportunternehmens nahm gewissermaßen eine Mittelposition dazu ein: *„Die Arbeitsmentalität der Jugoslawen ähnelt weit mehr derjenigen anderer mediterraner Bevölkerungen (Italien!) als der Deutschlands. Wenn ich einen deutschen Partner telefonisch bitte, eine Information zu schicken, ist sie postwendend da; einen italienischen Kollegen muß ich erst ein dutzendmal dazu auffordern.“*

Das Ergebnis solchen Rasonnierens unter Jugoslawen ist katastrophal: Sie

– hassen die NATO, denn die hat ihnen Tod und Verderben gebracht –

– hassen ihre Regierung, denn sie ist korrupt und unfähig –

– hassen (die) Albaner, denn die haben ihnen ja alles eingebrockt –

Und: sie hassen sich selbst dafür, daß sie uneins und unfähig sind, Lösungen zu finden und Entwicklungen in Gang zu setzen. Auch die Opposition genießt denkbar schlechten Ruf in dieser Hinsicht: deren Politiker stehen selbst im Verdacht, nichts anderes als die Macht zu wollen. Und wären der Führer und seine Gefolgsleute morgen verschwunden – was wäre mit seiner Partei und mit seinen Gesinnungsgenossen, die vor allem im südlichen Serbien und unter den weniger Gebildeten vermutet werden?

Meine Deutung: M. benutzt die (vorhersehbare) Radikalisierung der Kosovo-Albaner, um sie mit Zwangsmaßnahmen in die Enge zu treiben. Er kann dabei auf das Einverständnis vieler Serben rechnen und somit von seiner eigenen prekären politischen Lage ablenken, in die er sich durch korrupte Nomenklatura-Politik gebracht hat, obwohl Jugoslawien unter TITO und noch einige Jahre danach zu relativ ansehnlicher Wohlfahrt gelangt war.

Was mir am eindringlichsten, am erschreckendsten und am fragwürdigsten nach all diesen Unterhaltungen erschien, ist, daß sich Vergleiche mit der Stimmung im Deutschland etwa Ende der 30er Jahre einstellen, um die Zeit zu Beginn des II. Weltkrieges: Da gibt es z.B. die Unterscheidung von „guten“ und von „schlechten“ Albanern. Jeder kennt welche von den Guten: *„Albanische Studenten sind sehr fleißig“*. In Mazedonien, auch ehemalige jugoslawische Teilrepublik, gelten gewisse Albaner als „staatstragende Gruppe“, andere sind unbeliebter, da sie illegal eingewandert sind. Verpönt sind die aus dem gebirgigen Norden Albaniens. *„Zu ihresgleichen (d.h. nach Montenegro) gehen die nicht, das gibt nur Mord und Totschlag, sie können es nur mit den (friedfertigen) Serben.“* Und sie verteidigen, nach serbischer Meinung, eben ihren Clan-Rigorismus, ummauern ihre Höfe und Frauen und weisen jegliche kulturelle Integration ab. Da schlägt natürlich auch die Polarisierung Christentum-Islam durch. *Und so viele von denen sind illegal gekommen; und sie bleiben auch illegal, zeigen keine Bereitschaft, sich den einheimischen (sprich serbischen) Verwaltungsregeln zu unterwerfen.*

Dann ist da noch die Haltung der Jugoslawen zur Regierung. Sie wird wohl von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt, aber man weiß nicht, wie man sich der Gewalt von Partei, Polizei und Militär widersetzen könnte. Sind Vergleiche mit 1938/39 erlaubt?

Ein dritter Vergleich: Wer hat von den Greueln – damals, heute – gewußt? *Ja wie denn, wenn wir nur Staatsfernsehen und Staatsrundfunk haben? Und wenn die NATO jetzt auch noch die Möglichkeit zum Satelliten-Fernsehen zerstört? Und CNN als unbezweifelbare Informationsquelle?*

Der vierte Vergleich betrifft uns selbst: Die *appeasement*-Politik CHAMBERLAINS und DALADIERS gegenüber HITLER wird heute kritisiert. Hätte man ihn nicht mit Gewaltanwendung daran hindern können, bis zum weltzerstörenden Krieg fortschreiten zu können? Hätte man ihn mit Maßnahmen wie den „gezielten Luftschlägen“ daran hindern können, seinen unheilvollen Weg fortzusetzen? Sind wir also in dem Bemühen, Konflikte zu entschärfen, weitergekommen? Fragen zum Selbstverständnis, die uns aus dem Geschehen erwachsen, „wenn hinten, fern in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen...“

# Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Zum Ersten Vizepräsidenten für die Amtszeit vom 1. April 1999 bis 31. März 2001 wurde Prof. Dr. phil. *Hannes Neumann* (Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Trainingswissenschaft) vom Konvent am 27. Januar 1999 gewählt.

## Ablehnung von Rufem

Prof. Dr. rer. oec. *Franz-Rudolf-Esch* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Marketing) an die Universität Innsbruck (Österreich).

Prof. Dr. sc. agr. *Roland Herrmann* (Marktlehre der Agrar- und Ernährungswirtschaft) an die Universität Kiel.

Prof. Dr. phil. *Jörn Munzert* (Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportpsychologie) an die Universität Gesamthochschule Paderborn.

Prof. Dr. iur. *Wolf-Dietrich Walker* (Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Zivilprozeßrecht) an die Universität Mainz.

## Annahme von Rufem

Prof. Dr. rer. nat. *Johannes Beck* (Anorganische Chemie) an die Universität Bonn.

Prof. Dr. phil. *Günther Lottes* (Mittlere und Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt frühe Neuzeit) an das Forschungszentrum für Europäische Aufklärung in Potsdam und damit verbunden auf einen Lehrstuhl an der Universität Potsdam.

Prof. Dr. rer. pol. *Detlef Sembill* (Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik) an die Universität Bamberg.

Prof. Dr. med. *Norbert Suttorp* (Innere Medizin und Pathophysiologie) an die Humboldt-Universität Berlin.

Prof. Dr. rer. nat. *Stefan Vidal* (Angewandte Ökologie) an die Universität Göttingen.

## Neubesetzungen von Universitätsprofessuren

### Rechtswissenschaften

C4-Professur für Öffentliches Recht:

Prof. Dr. iur. *Thomas Groß*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Heidelberg.

### Wirtschaftswissenschaften

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Internationales Management und Kommunikation:

Prof. Dr. rer. pol. *Martin Glaum*, vorher Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Internationales Management, an der Universität Frankfurt/Oder.

### Psychologie

C4-Professur für Pädagogische Psychologie: Prof. Dr. phil. *Joachim Stiensmeier-Pelster*, vorher Professor für Pädagogische Psychologie an der Universität Hildesheim.

## **Geschichtswissenschaften**

C4-Proessur für Mittlere und neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts:

Prof. Dr. phil. *Friedrich Lenger*, vorher Professor für Neuere und neueste Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg.

## **Germanistik**

C4-Proessur für Didaktik der deutschen Sprache (Literaturdidaktik):

Prof. Dr. phil. *Swantje Ehlers*, vorher Lehrbeauftragte an der Technischen Universität Berlin und Universität Wien (Österreich).

C4-Proessur für Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik:

Prof. Dr. phil. *Henning Lobin*, vorher Hochschuldozent an der Universität Bielefeld.

## **Sprachen und Kulturen des Mittelmeerraumes und Osteuropas**

C4-Proessur für Angewandte Theaterwissenschaft:

Prof. *Heiner Goebbels*, vorher freischaffender Künstler, Frankfurt.

C4-Proessur für Klassische Philologie – Lateinische Philologie:

Prof. Dr. phil. *Helmut Krasser*, vorher Oberassistent an der Universität Tübingen.

## **Mathematik**

C4-Proessur für Numerische Mathematik:

Prof. *Martin Buhmann*, Ph.D., vorher Professor für Angewandte Mathematik/Numerik an der Universität Dortmund.

## **Chemie**

C4-Proessur für Physikalische Chemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Jürgen Janek*, vorher Oberassistent an der Universität Hannover.

## **Biologie**

C4-Proessur für Biologiedidaktik:

Prof. Dr. rer. nat. *Jürgen Mayer*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Kiel.

C3-Proessur für Biochemie:

Prof. *Albrecht Bindereif*, Ph.D., vorher Heisenberg-Stipendiat, Humboldt-Universität Berlin.

C3-Proessur für Mikrobiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Karl Forchhammer*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität München.

## **Agrarwissenschaften und Umweltsicherung**

C4-Proessur für Landwirtschaftliche Betriebslehre:

Prof. Dr. sc. agr. *Rainer Köhl*, vorher Professor für Betriebslehre der Ernährungswirtschaft an der Universität Bonn.

C3-Proessur für Agrar- und Umweltpolitik:

Prof. Dr. sc. agr. *Ernst-August Nuppenau*, vorher Oberassistent an der Universität Kiel.

## **Veterinärmedizin**

C3-Proessur für Klinische Virologie:

Prof. Dr. med. vet. *Tillmann Rümenapf*, vorher Akademischer Rat an der Universität Gießen.

## **Ernährungs- und Haushaltswissenschaften**

C3-Proessur für Ernährung des Menschen mit dem Schwerpunkt Ernährung in den Entwicklungsländern:

Prof. Dr. med. *Michael-Bernhardt Krawinkel*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Kiel.

C3-Proessur für Ernährung des Menschen mit dem Schwerpunkt ernährungsphysiologische Bewertung von Lebensmitteln:

Prof. Dr. troph. *Clemens Kunz*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Dortmund.

## **Humanmedizin**

C4-Professur für Medizinische Mikrobiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Trinad Chakraborty*, vorher Professor für Medizinische Mikrobiologie, Schwerpunkt Infektionsimmunologie, an der Universität Gießen.

C4-Professur für Neurologie:

Prof. Dr. med. *Manfred Kaps*, vorher Professor für Neurologie an der Medizinischen Universität Lübeck.

C4-Professur für Biochemie mit zellbiologischer Ausrichtung:

Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Preißner*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter am Max-Planck-Institut für Physiologische und Klinische Forschung in Bad Nauheim.

C3-Professur für Pädiatrische Hämatologie und Onkologie:

Prof. Dr. med. *Alfred Reiter*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Hochschule Hannover.

## **Zu außerplanmäßigen Professoren wurden ernannt**

Privatdozent Dr. biol. hom. *Dierk Brockmeier*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hoechst Marion Roussel Deutschland GmbH in Frankfurt/Main.

Hochschuldozent Dr. rer. nat. Dr. med. *Andreas Gardemann*, Zentrum für Klinische Chemie, Klinische Immunologie und Humangenetik.

Privatdozent Dr. phil. *Norbert Gißel*, Oberstudienrat im Hochschuldienst am Institut für Sportwissenschaft.

Privatdozent Dr. phil. *Paul-Joachim Heinig*, Vertreter einer C3-Professur an der Universität Bielefeld.

Privatdozent Dr. med. *Reinhard Holl*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Kinderheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Gerhard Rauthe*, Chefarzt der Gynäkologischen Abteilung der Schloßbergklinik in Oberstaufen.

Privatdozent Dr. med. vet. *Dirk Seiffge*, Leitender Angestellter und Leiter einer Forschungsgruppe der Hoechst Marion Roussel Deutschland GmbH in Frankfurt/Main.

Privatdozent Dr. phil. *Winfried Speitkamp*, Oberassistent am Historischen Institut.

## **Zu Honorarprofessoren wurden ernannt**

Privatdozentin Dr. med. *Alexandra Henneberg*, Ärztliche Direktorin der Parkinson-Klinik in Bad Nauheim.

Dr. phil. *Rolf Reichardt*, Bibliotheksdirektor an der Universität Mainz.

Dr. rer. pol. *Detlef Winter*, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Luftfahrtunternehmen (ADL) in Bonn.

## **Emeritierungen und Pensionierungen**

Prof. Dr. med. *Heinz Bauer* (Virologie) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr. vet. *Sabine Blähser* (Anatomie) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. phil. *Andreas Bodenstedt* (Agrarsoziologie) zum 31. 3. 1999

Prof. Dr. rer. nat. *Günter Braunnss* (Mathematik) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. med. vet. *Knut Frese* (Allgemeine und spezielle pathologische Anatomie und pathologische Histologie) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. theol. *Martin Greschat* (Kirchengeschichte) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. rer. nat. *Eckhard Hinze* (Mineralogie) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr. rer. nat. *Lothar Hoischen* (Mathematik) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr. rer. nat. *Arthur Holl* (Zoologie) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr.-Ing. *Werner Irnich* (Medizinische Technik) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr. rer. nat. *Sigbert Jaenisch* (Mathematik) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. phil. *Friedel Kriechbaum* (Systematische Theologie und Religionspädagogik) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. phil. *Helmut Meinhardt* (Philosophie, Schwerpunkt Antike und Mittelalter) zum 31. 3. 1999.

Prof. Dr. med. *Heinz Neuhoﬀ* (Klinische Pathophysiologie und Experimentelle Medizin) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. med. *Hans-Joachim Oehmke* (Experimentelle Zahnheilkunde und Oralbiologie) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. oec. *Ehrenfried Pausenberger* (Betriebswirtschaftslehre) zum 30. 9. 1999.

Prof. Dr. rer. nat. *Manfred Winnewisser* (Physikalische Chemie) zum 31. 3. 1999.



# Biographische Notizen

Dr. sc. pol. *Lothar Beinke*, Jahrgang 1931, nach seiner Ausbildung zum Industriekaufmann Abitur auf dem zweiten Bildungswege, Studium der Wirtschaftspädagogik, Germanistik und Soziologie, Diplomhandelslehrerexamen in Mannheim, Promotion 1970 an der Universität Münster bei Helmut Schelsky. 1970–1975 als Akademischer Rat/Oberrat an der Pädagogischen Hochschule Westfalen/Lippe, Abteilung Münster, 1975–1980 Professor für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. 1980–1996 Inhaber des Lehrstuhls Arbeitslehre/Didaktik und Lehraufgaben in der Erwachsenenbildung an der Universität Gießen.

Arbeitsschwerpunkte: Berufsorientierung, Betriebspraktika/Betriebserkundungen, Weiterbildung, Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Berufen, Arbeitslehre für Blinde.

Veröffentlichungen u.a.: *Die Handelsschule* 1971; *Das Betriebspraktikum* 2. Auflage 1978; *Fachhochschule und Weiterstudium* (mit Fritz Stuber) 1979; *Betriebserkundungen* (Hrsg.) 1980. *Die höhere Handelsschule* als Teil des Bildungssystems in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) 1980; *Zukunftsaufgabe Weiterbildung* (Hrsg. zusammen mit Lothar Arabin und Johannes Weinberg) 1983; *Was macht die Schule falsch?* 1991; *Berufswahlunterricht* 1992; *Mädchen und Physikunterricht* 1993; *Berufswahlvorbereitung* zum 8. Fernstudienlehrgang der HILF 1995; *Bedeutsamkeit der Betriebspraktika für die Berufswahlentscheidung* (zusammen mit H. Richter und L. Schulz) 1996; *Arbeitslehre-Didaktik* 1996.

Leiter einiger Modellversuche; u.a.: BLK-Modellversuch „Betriebspraktika für Schülerinnen und Schüler im gewerblich-technischen Bereich“, „Förderung naturwissenschaftlich-technischer Bildung für Mädchen in der Realschule“, BLK-Modellversuch in Nordrhein-Westfalen. Unter dem gleichen Titel Projekt für den Hessischen Kultusminister. In Sachsen „Berufsorientierter Unterricht an Mittelschulen im Freistaat Sachsen unter Einfluß von Betriebspraktika unter Berücksichtigung der Förderung von Berufstätigkeiten für Mädchen“.

Wissenschaftliche Beratung in Modellversuchen: *Umwelterziehung* (Verband Deutscher Schullandheime), *Erziehung für Europa* (Verband Deutscher Schullandheime), *Arbeitslehre für Blinde* (Universität Marburg; Hartmut Lüdtke).

Herausgeber der Zeitschrift „Didaktik der Berufs- und Arbeitswelt“ seit 1981.

Mitherausgeber der Schriftenreihe der Pädagogischen Arbeitsstelle des Verbandes Deutscher Schullandheime.

Prof. Dr. phil. *Jost Benedum*, geb. 16. 1. 1937 in Merzig. Studium der Altertumswissenschaften von 1957–1964 in Saarbrücken, Paris, London, Athen und Gießen. Staatsexamen 1964 und Promotion zum Dr. phil. 1966. Von 1966–1970 Ergänzungsteilstudium der Medizin. 1966–1972 wiss. Assistent im Fach Geschichte der Medizin mit Habilitation für Geschichte der Medizin 1972. Seit 1973 kommissarischer Leiter und seit 1978 o. Professor und Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin in Gießen. Forschungsaufenthalte 1973 und 1976 in Griechenland. Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften (Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik; Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Medizin; Weltgesellschaft für Geschichte der Veterinärmedizin; Société Internationale d'Histoire de la Médecine; Internationale Paracelsus-Gesellschaft). Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und des Leitungsgremiums „Akademischer Rat“ der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Auswärtiges Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Mitherausgeber der „*Ars medica*“, der Soemmerring-Forschungen und Herausgeber der „*Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Gießen*“. 1984–1993 Vorsitzender des Fachverbandes Medizingeschichte e.V. 1988 Ablehnung des Rufes auf den ordentlichen Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Universität Heidelberg. Mitglied des Vorstands der Medizinischen Gesellschaft Gießen e.V. und des Beirats der Hessischen Heilbäder beim Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst.

Prof. Dr. A. *Andreas Bodenstedt*, geb. 5. 2. 1934 in Hannover. Studium der Germanistik und Geschichte in Göttingen, München und Hamburg 1954–1959, 1. Staatsexamen für das höhere Lehramt 1959 in Hamburg. Lektor für Deutsche Sprache im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Pädagogischen Fakultät der Padjadjaran-Universität Bandung/Indonesien 1960–1964. Zweitstudium der Soziologie in Münster; Promotion zum Dr. phil. in Soziologie mit der Dissertation „*Formen und Funktionen der indonesischen Nationalsprache Bahasa Indonesia*“

1967. Wiss. Mitarbeiter (1968–1971) und Direktor (1971–1978) der Forschungsstelle für Internationale Agrarentwicklung in Heidelberg. Professor für Agrarsoziologie an der Universität Gießen seit 1971. Mitglied des Direktoriums des Zentrums für regionale Entwicklungsforschung der Universität Gießen 1973–1997.

Lehrveranstaltungen zur allgemeinen und empirischen Soziologie, zur Soziologie des Konsums und der Ernährung für Oekotrophologen, zur Land- und Agrarsoziologie und zur Umweltsoziologie.

Gastvorlesungen zur Freizeit- und Tourismussoziologie am „International Center of Excellence“ der World Association of Recreation and Leisure in Leeuwarden, NL. Gastprofessor am Institut für Soziologie der University of Wisconsin, Milwaukee, USA 1984.

Forschungs-, Planungs- und Gutachterreisen zu Problemen der ländlichen Entwicklung, landwirtschaftlichen Projekten, Genossenschaften und Beratung u.a. in Indien, Nepal, Iran, Sri Lanka, Malaysia, Indonesien; Tunesien, Ägypten, Kenya, Togo, Benin; Costa Rica.

Forschungen zum Ernährungsverhalten ländlicher und städtischer Bevölkerung in Kolumbien 1975–1976, zu Ernährungsgewohnheiten in Peru, Kenia und Tunesien 1971–1980. Pilotstudie Ernährungsmodell-Studie in Gießen (EMSIG) mit U. Oltersdorf und C. Leitzmann 1981, Studien zu Umwelt-Beratung und (Land-)Tourismus.

Gründungsmitglied und Vorsitzender des Interdisziplinären Arbeitskreises Entwicklungsländerforschung (IAFEF; 1972–1974), der wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten (AGEV; 1982–1986); Präsident der European Society of Rural Sociology (ESRS; 1989–1995) und der International Rural Sociological Association (IRSA; 1993–1996).

Forschungsinteressen: Gesellschaftlicher und Agrarstrukturwandel, regionale Entwicklung, allgemeine, historische und regionale Ernährungsverhaltensformen aus soziologischer Perspektive als Beitrag zum Verständnis des Nahrungswahl-Verhaltens, Soziologie des Freizeitverhaltens und seiner Bedeutung für die Umwelt. Aufsätze und Bücher zu Problemen der ländlichen Entwicklung in Europa und der südlichen Hemisphäre, Genossenschaftswesen, Freizeit und Tourismus, Ernährungssoziologie.

Prof. Dr. *Herbert Grabes*, geb. 1936 in Krefeld. Studium der Philosophie, Anglistik und Germanistik in Köln; seit 1970 Professor für Neuere englische und amerikanische Literatur an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Arbeitsschwerpunkte: Literaturtheorie; englische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts; amerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts.

Buchveröffentlichungen: „Der Begriff des a priori in Nicolai Hartmanns Erkenntnistheorie und Ontologie“, Köln 1963; „Speculum, Mirror and Looking-Glass. Kontinuität und Originalität der Spiegelmetapher in den

Buchtiteln des Mittelalters und der englischen Literatur des 13.–17. Jahrhunderts“, Tübingen 1974 (engl.: „The Mutable Glass. Mirror-imagery in titles and texts of the Middle Ages and the English Renaissance“, Cambridge 1982); „Erfundene Biographien. Vladimir Nabokovs englische Romane“, Tübingen 1975 (engl.: „Fictitious Biographies. Vladimir Nabokov's English Novels“, The Hague 1977); „Fiktion – Imitation – Ästhetik. Was ist Literatur?“ Tübingen 1981; „Das englische Pamphlet I. Politische und religiöse Polemik am Beginn der Neuzeit (1521–1640)“, Tübingen 1990; „Das amerikanische Drama des 20. Jahrhunderts“, Stuttgart 1998.

Prof. Dr. rer. nat. *Jürgen Kießling*, geb. 1947 in Arolsen. Studium der Physik an der Justus-Liebig-Universität in Gießen 1968–1975; Promotion zum Dr. rer. nat. am Fachbereich Physik der JLU Gießen 1975. Wiss. Mitarbeiter mit audiologischen Aufgaben an der Hals-Nasen-Ohrenklinik der JLU Gießen 1975–1977. 1977 Leiter des Bereichs Audiologie an der Hals-Nasen-Ohrenklinik der JLU Gießen. 1982 Habilitation für das Fach Audiologie mit der Habilitationsschrift „Hörgeräteanpassung auf der Grundlage objektiver audiometrischer Verfahren“ und Verleihung der Bezeichnung Privatdozent. 1982 Fachanerkennung für Medizinische Physik gemäß den Grundsätzen der „Deutschen Gesellschaft für Medizinische Physik (DGMP)“. 1986 Gastdozent in den USA, 1989 außerplanmäßiger Professor an der JLU Gießen. 1995 Ablehnung einer Berufung auf die Professur für Medizinische Akustik an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und Berufung auf die Professur für Audiologie an der JLU Gießen. Seit 1996 Universitätsprofessor für Audiologie und Leiter des Funktionsbereichs Audiologie an der JLU Gießen. 1996 Zusatzbezeichnung „Fachrichtung Audiologie“ zur Fachanerkennung für Medizinische Physik durch die DGMP, Ermächtigung zur Weiterbildung von Medizintechnikern. 1996 Förderpreis der Forschungsgemeinschaft Deutscher Hörgeräte-Akustiker.

Funktionen: Örtlicher Projektleiter von BMBF- und EU-geförderten Verbundforschungsprojekten. Federführender Autor des Lehrbuchs „Versorgung und Rehabilitation mit Hörgeräten“, Schriftleiter der „Zeitschrift für Audiologie“ und Mitglied der Editorial Boards mehrerer internationaler Fachzeitschriften. Deutscher Delegierter bei der European Federation of Audiology Societies (EFAS).

Hauptarbeitsgebiete: Weiterentwicklung diagnostischer Verfahren in der Audiologie, Optimierung von Methoden zur Auswahl und Anpassung von Hörgeräten, Entwicklung von Verfahren zur Evaluation und Verifikation von Hörgeräteversorgungen, klinische Erprobung innovativer Hörgerätektechnologien.

Prof. Dr. *Wolfram Martini*, geb. am 15. 9. 1941 in Hamburg. Studium der Klassischen Archäologie, der Klassi-

schen Philologie, der Alten Geschichte, der Ur- und Frühgeschichte und der Kunstgeschichte in Heidelberg, Lawrence (USA), Mainz, Rom und Hamburg. 1967/68 Promotion über „Die etruskische Ringsteinglyptik“ (ersch. 1971) in Hamburg. 1968–1982 Assistenz in Kiel; 1969–1979 Ausgrabung eines Bautenkomplexes im antiken Stadtgebiet von Samos. 1977/8 Habilitation über „Das Gymnasium von Samos I. Die hellenistische Anlage und die kaiserzeitlichen Thermen“ (ersch. 1984) in Kiel. Seit 1982 apl. Professor und 1983 C2-Professor; seit 1985 Professor für Klassische Archäologie an der JLU Gießen.

Mitglied der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin und Vertrauensdozent der Studienstiftung des deutschen Volkes; seit 1993 federführend.

Weitere Bücher: „Die archaische Plastik der Griechen“ (1990), „Das Gymnasium von Samos II. Das frühbyzantinische Klostergut“ (1993, gemeinsam mit C. Steckner). Seit 1994 Survey und Ausgrabungen auf der Akropolis in Perge (Türkei).

Forschungsschwerpunkte: Frühe griechische Skulptur und Architektur; Kunst hadrianischer Zeit; mentalitäts-, erinnerungs- und akkulturationsgeschichtliche Fragestellungen.

Prof. Dr. *Ehrenfried Pausenberger*, geb. 1931 in Teisnach/Niederbayern. Studium der Wirtschafts- und Rechtswissenschaften in München und Freiburg/Breisgau, 1955 Dipl.-Kaufmann, 1957 Dr. oec. publ., wiss. Assistent an der Universität München, zweijährige Tätigkeit in einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, zwei Jahre Dozent an der Höheren Wirtschaftsfachschule in Siegen.

1967 Habilitation für Betriebswirtschaftslehre und Universitätsdozent an der Universität Erlangen-Nürnberg, 1968–1973 ordentlicher Professor an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg. 1973–1999 Inhaber des Lehrstuhls für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Internationale Unternehmungen und Unternehmenszusammenschlüsse an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Dekan des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften 1980/81 und 1991/92. 1975–1999 wissenschaftlicher Leiter des Arbeitskreises „Organisation und Führung international tätiger Unternehmen“ der Schmalenbach-Gesellschaft DGfB e.V.; seit 1981 Fellow der Academy of International Business; Mitglied der European International Business Academy u.a.

Forschungsschwerpunkte: Internationale Unternehmungen und Unternehmenszusammenschlüsse. Zahlreiche Publikationen auf diesen Gebieten. Herausgeber der Gießener Schriftenreihe zur internationalen Unternehmung.

Prof. Dr. *Hartmut Stenzel*, Studium der Romanistik Germanistik und Geschichte in Freiburg und Nantes, Promotion zum Dr. phil. 1978, Habilitation für Romanistik/Literaturwissenschaft 1986, seit 1990 Professor am Institut für romanische Philologie der Justus-Liebig-Universität in Gießen mit den Schwerpunkten französische und spanische Literatur.

Arbeitsschwerpunkte und Veröffentlichungen vor allem zu Autoren und allgemeinen literaturgeschichtlichen Fragen des 17. und 19. Jahrhunderts, zur Problematik von Epochenkonstruktionen („Klassik“, „Siglo de oro“ u.a.) sowie zu Methodenfragen der Literaturwissenschaft.



Foto: Stefan Wörning



**Renan Demirkan**  
deutsch-türkische Autorin  
und Schauspielerin

**»Brot für die Welt«  
bedeutet für mich  
»Leben für die Welt!«**

„Brot“ verstehe ich als das Symbol für Lebenskraft überhaupt, für Weiter-Leben und Über-Leben. Man kann es nicht alleine erschaffen: Gott und Mensch, Natur und Sonne, Wind, Wasser und Erde, Kraft und Erfindungsgeist, Salz und Feuer wirken zusammen. Und man kann es auch nicht alleine genießen, solange man an einem Ort unserer „Einen Welt“ Menschen ihr Recht auf Leben verweigert. So lange vertrieben, ver-gewaltigt, ausgebeutet, verkrüppelt, getötet wird. Denn jedes Elend auf der Welt ist unser aller Elend. Mit „Brot für die Welt“ bekommen Menschen eine Chance. Große und kleine, alte und junge, Frauen und Männer, Katholiken und Protestanten, Sunniten, Schiiten und Aleviten, Juden und Buddhisten, schwarze und weiße... und deshalb engagiere ich mich für diese Aktion.

Postfach 10 11 42  
70010 Stuttgart  
500 500-500  
Postbank Köln  
BLZ 370 100 50

**Brot**  
für die Welt



